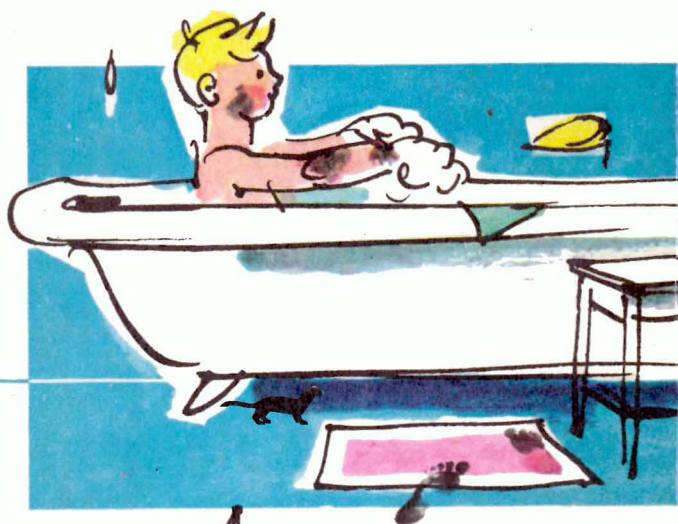


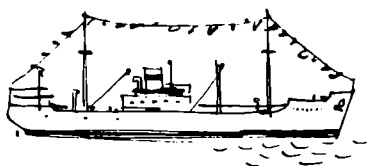
Annegret und Hellmut Räuber



**Steckenpferd,
ahoi!**

Steckenpferd, ahoi!

von Annegret und Hellmut Räuber



DER KINDERBUCHVERLAG

Einband und Illustrationen: Heinz-Karl Bogdanski

Redaktion: Ilse Stillmann

Alle Rechte vorbehalten

Printed in the German Democratic Republic

Lizenz-Nr. 304-270/281/62-(20-VII A)

Satz und Druck: Sachsendruck Plauen - 2. Auflage

ES9F

Für Kinder von 13 Jahren an

Empfang im Hafen

Es war der 13. November 1958. Schwere Regenschichten hingen über der Ostsee. Ein steifer Nordwest trieb sie landein. Auf den Äckern im Küstengebiet stand das Wasser zwischen der Winterfurche in großen Pfützen, und in den Straßen Rostocks rannen kleine Bäche über das Pflaster. Eigentlich so recht ein Wetter, um träge und mißmutig zu sein.

Aber am Kai des Hafens von Rostock war nichts von Mißmut zu spüren, hier herrschte reges Leben. Das eintönige Plätschern des trüben Hafenwassers wurde übertönt vom erwartungsvollen Summen einer vielhundertköpfigen Menge.

Dort, wo das Gedränge am stärksten war, standen drei Männer in glänzendgrauen Regenmänteln: der Arbeitsdirektor und zwei andere Kollegen vom VEB Steckenpferd aus Radebeul bei Dresden. Sie waren von ihrem Betrieb nach Rostock geschickt worden, um das erste Handelsschiff in Empfang zu nehmen, das unsere Republik aus den Geldern der Steckenpferdbewegung gekauft hatte.

Die drei „Steckenpferdreiter“ spürten nichts von der Bedrückung des Novemberwetters. Voll freudiger Erwartung spähten sie der Hafeneinfahrt entgegen. Noch konnte man nichts Genaueres erkennen. Aber die weithin tönenden Schiffssirenen, die von Zeit zu Zeit die Stille durchdrangen, kündeten an, daß die „Kap Arkona“ näher und näher kam.

Langsam glitt sie nun die Warnow aufwärts, immer wieder begrüßt von den im Hafen liegenden Schiffen. Jeden Gruß erwiderte sie mit dem Heulton ihrer Sirene als Zeichen des Dankes.

Unzählige bunte Wimpel schmückten die „Kap Arkona“ – sie hatte „über die Toppen geflaggt“, wie die Seeleute sagen. Das kleine schmucke Lotsenboot leitete ihre erste Fahrt in den neuen Heimathafen.

Dann war der erwartete Augenblick da: Die „Kap Arkona“ legte an. Das Schiff wurde zum Betreten freigegeben.

Unsere drei Steckenpferdmänner aus Radebeul waren unter den ersten, die zusammen mit den Vertretern des Ministeriums und Kollegen anderer Exportbetriebe das erste Schiff der Steckenpferdbewegung betraten.

Noch nie hatten sie das Ergebnis der Anstrengungen aller Angehörigen ihres Betriebes so greifbar nahe gesehen. Hier war also der Erfolg davon, daß alle Frauen und Männer vom VEB Steckenpferd begeistert gemeinsam geschafft hatten. Viel Wasch- und Feinseife hatten sie über den Plan



hinaus erzeugt. Sie wurde zusätzlich ins Ausland geliefert, und das erworbene ausländische Geld – die Devisen – konnte mit zum Kauf dieses Schiffes verwendet werden.

Freilich waren es nicht die Angehörigen des Steckenpferdbetriebes allein, die den Kauf dieses Frachters ermöglicht hatten. Viele andere Betriebe hatten ebenfalls mit ihren Exportleistungen dazu beigetragen. Und dennoch war es ein „Steckenpferdschiff“; den Anfang hatte dieser Betrieb gemacht.

„Prost, Karl, trinken wir auf unser Schiff“, sagte der Arbeitsdirektor, als sie nachher beim Bordfest miteinander anstießen.

Karl hob sein Glas. Verschmitzt blinzelte er seinen beiden Steckenpferdkollegen zu. „Auf unser nächstes Schiff, Freunde!“

„Bravo, Karl!“ rief der dritte. „Mit demselben Schwung galoppieren wir auf das nächste Schiff zu. Steckenpferd, ahoi!“

Sie leerten die Gläser, und mit kräftigem Händedruck wurde ein Versprechen besiegelt.

Wie waren die Angehörigen des VEB Steckenpferd überhaupt auf den Gedanken gekommen, für Seife Handelsschiffe zu kaufen? Das ist eine interessante Geschichte. Wir werden sie nachher erzählen. Nun wollen wir erst einmal einiges über die Seife erfahren – woraus sie besteht, wie man selber Seife herstellen kann und wie sie in der Fabrik produziert wird.

Ja, wusch man sich eigentlich schon immer mit Seife?

Mit Wasser und Sand

Wie war das also früher?

Die Menschen der jüngeren Steinzeit haben mit Ruß und bunter Erde an die Höhlenwände Bilder aus ihrem Leben gemalt. Aus den Höhlenzeichnungen erkennen wir, wie sie damals mit dem Steinbeil auf Jagd gingen oder wie sie den mächtigen Bären Fallen stellten. Aber wir finden dort auch Darstellungen, wie sie ihren Körper reinigten. Wasser – oder Schnee – und feiner Sand waren die ursprünglichsten Hautreinigungsmittel. Sie waren überall vorhanden und wurden wahrscheinlich von allen Völkern der frühesten Perioden der Menschheit verwendet.

Seife gab es damals noch nicht. Die Menschen hatten es nicht leicht, sich sauberzuhalten.

Auch in den Zeitepochen, aus denen bereits die ersten schriftlichen Überlieferungen zu uns gelangt sind, gab es noch keine Seife. Blättern wir ein wenig im Buch der Geschichte!

Fünftausend Jahre alte Papyri, die in Ägypten, dem Land am Nil, in Ruinen alter Bauwerke gefunden und von Forschern entziffert wurden, berichten vom Leben in diesem Lande.

Damals gab es schon Städte mit Häusern aus

Lehmziegeln. Darin wohnten die Sklavenhalter. Sie hatten viel Zeit und konnten all das tun, was ihnen Freude bereitete. Ihre Tage waren ausgefüllt mit Sport und Spiel – Jagd, Reiten und Ballspiel. Während der heißen Stunden ruhten sie in den schattigen Hallen der Häuser.

Abends wurden oft Feste gefeiert. Dazu aber wollten die Sklavenhalter schön sein. Deshalb hielten sie sich täglich stundenlang in ihren herrlichen Baderäumen auf. Das natürlichste Schönheitsmittel war das Wasser. Es wurde warm und kalt verwendet. Mit der rauhen Oberfläche des Bimssteines rieben sie die Haut ab und beseitigten alle Unreinheiten.

Dann saßen die reichen Ägypter vor Spiegeln aus poliertem Silber.

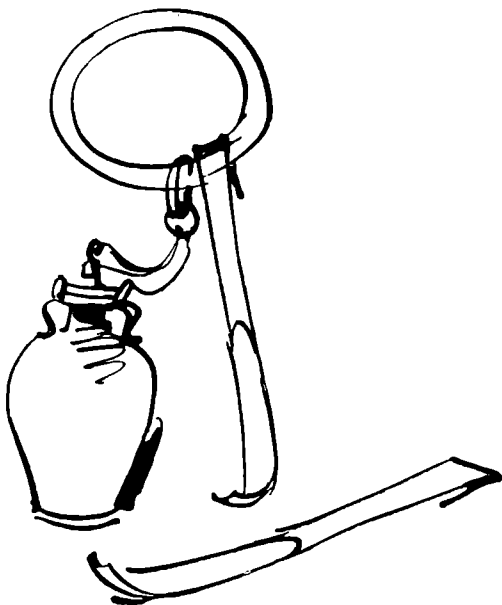
Teure Waschmittel, die nach geheimnisvollen Rezepten von den Sklaven bereitet wurden, sollten durch ihre tägliche Anwendung das Gesicht glatt machen. Solch ein Rezept berichten uns alte Papyri: „Rindergalle, Öl, zerstoßenes Straußenei, Badet-Salz (Soda), Harz mischen, zu einem Brei machen, in frischer Milch verrühren und das Gesicht waschen.“

War diese Prozedur beendet, so trug man Schminke mit elfenbeinernen Stäbchen auf. Die Augenbrauen wurden schwarz ausgezogen, die Augenlider grün und ihr Rand schwarz gefärbt. Mit vergoldeten Finger- und Zehennägeln und rötlich gefärbten Handflächen erschienen die Skla-

venhalter abends auf den Festen, die häufig in herrlichen Gärten zwischen Palmen und Blumen stattfanden. Der Duft der Blumen wurde erhöht durch Becken mit kostbaren Parfümen, die zwischen ihnen aufgestellt waren.

In den Werkstätten und auf den Feldern mußten die Sklaven und Bauern all die Reichtümer schaffen, die von den Sklavenhaltern auf diesen Festen verpraßt wurden. Sklaven suchten, in Ketten aneinandergeschmiedet, in den Bergwerken nach edlen Metallen. Hunderttausende der unterdrückten Menschen bauten in jahrzehntelanger, mühevoller Arbeit die riesigen, noch heute bewunderten Grabstätten der ägyptischen Herrscher, die Pyramiden. Sie litten in der Hitze der Wüste und stöhnten unter der pfeifenden Nilpferdpeitsche der unerbittlichen Aufseher.

Tausende starben unter den unerträglichen Anstrengungen in der sengenden Sonne. Tausende und aber Tausende der Sklaven aber wurden von den Seuchen dahingerafft, die durch die schlechten hygienischen Bedingungen entstanden. Denn Wasser war knapp. Wenn es auch für die Bäder der Reichen in unbegrenzter Menge verbraucht wurde, die Sklaven erhielten kaum soviel Wasser, wie notwendig war, den brennenden Durst zu löschen. An Waschen oder gar Baden und Körperpflege konnten diese Ausgebeuteten, die den Reichtum und den Ruhm des Landes schufen, nicht denken.



Auch im alten Griechenland – vor etwa 2400 Jahren – führten die Sklavenhalter ein sorgloses Leben. Sie legten weniger Wert auf Schminke, sondern waren der Meinung, daß ein „gesunder Geist in einem gesunden Körper“ sein muß. Deshalb trieben sie besonders viel Sport; zu ihren Festen gehörten meist sportliche Wettkämpfe.

Stets wurde der Körper zunächst massiert und mit Öl eingerieben. Beim Ringkampf, beim Laufen und beim Spiel im Stadion bildeten Staub und Öl eine dicke Kruste auf der Haut und im Haar. Nach

den sportlichen Übungen reinigte man erst den ganzen Körper sorgfältig mit einem gebogenen Metallschaber, dann duschten die Sportler mit kaltem Quellwasser. Dabei wurden die verschmutzten Ölreste auf der Haut mit gemahlenem Bimsstein entfernt.

Anschließend mußten die Sklaven die reichen Griechen mit parfümiertem Öl salben, um die Haut wieder glatt und geschmeidig zu machen.

Während es aber eine Unzahl von Duftwässern, Hautölen und Enthaarungsmitteln gab, mußte man sich die Hände noch mit Ton reinigen. Wenn er auch parfümiert war, so hatte er doch nur eine geringe Reinigungswirkung.

Die Menschen im Griechenland des Altertums mußten sich also noch ohne Seife behelfen.

Ähnlich war es in Italien vor etwa 2000 Jahren. Im damaligen römischen Reich wurde viel Wert auf überfeinerten Luxus gelegt. Die reichen Römer verbrachten einen großen Teil ihrer Zeit in den öffentlichen Bädern, die meist als Sitzbäder eingerichtet waren und besondere Abteilungen für Massage, Kosmetik und Körperpflege hatten. Besonders beliebt waren die Heißbäder, in denen Sklaven und Sklavinnen den Körper wuschen und massierten, während die reichen Herren sich mit ihren Geschäftsfreunden angenehm unterhielten oder gar mit ihnen speisten.

Der Toilettenkasten der reichen Römer enthielt Schabeisen und Ölfaschen, Leintücher und Wasch-

mittel. Als Waschmittel besonders beliebt waren verschiedene Laugen, vor allem Natron und Soda. Auch feine Tonerde diente der Reinigung.

Den reichen Römerinnen war die Hautpflege mit Öl nicht gut genug. Um eine zarte Haut zu erhalten, pflegten sie sie mit Honig und Milch. Milch wurde vor allem geschätzt. So führte die Gemahlin des römischen Kaisers Nero ständig 500 Eselinnen bei ihren Reisen mit sich, denn sie wollte täglich ein Morgenbad in Eselsmilch nehmen.

Diesen Luxus konnte sich nicht jede vornehme Römerin leisten. Doch dann wusch sie wenigstens Gesicht und Hände mit Milch.

Und plötzlich war die Seife da!

Im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, also vor rund 1900 Jahren, berichtet Plinius der Ältere in seiner „Naturgeschichte“ von ihr. Er schreibt, daß „sapo“ ein Gemisch von Holzasche und Ziegentalg sei. Es wurde von den Galliern am Rhein erfunden. Sie verwendeten diese Seife nicht nur zur Reinigung der Haut, sondern auch zum Färben und Bleichen des Haares.

Badestuben und Parfüm

Wir blättern weiter im Buch der Geschichte. Lange Zeit erfahren wir nichts von der Seife. Zwar berichtet einmal der römische Arzt Galen, daß die Seife als Reinigungsmittel und Medikament ver-



wendet werden könne. Dann aber ist es wieder still um sie.

Erst aus der Zeit um das Jahr 800 liegen wieder Nachrichten über die Seife vor. Damals wurde in Marseille in kleinen Werkstätten Seife nach verschiedenen Rezepten hergestellt und von dieser Hafenstadt am Mittelmeer aus nach vielen anderen Ländern verschickt.

Nun ist häufig von der Seife zu lesen. Wir können nicht alle Berichte durchsehen, die von ihr erzählen. Nur hier und da greifen wir das eine oder andere Kapitel heraus.

In den Städten des Mittelalters errichtete man öffentliche Badestuben. Hier saßen Männer und Frauen des Feudaladels und reiche Patrizier stundenlang in großen Holzbottichen und ließen sich von fahrenden Sängern unterhalten oder von Schenk mädchen bedienen. Die „Bader“ schütteten nach Bedarf warmes Wasser in die Zuber und sparten nicht mit Seifen, Seifenlaugen und Haarwaschmitteln.

Die Bäder sollten aber nicht nur der Reinigung und der Unterhaltung dienen, sondern auch der Ge-

sundheit und Schönheit. Noch heute berichten Sagen und Märchen von Jungbrunnen, in denen zitternde Greise wieder in kräftige Jünglinge oder Greisinnen in hübsche Mädchen umgewandelt worden seien.

Doch diesem Treiben wurde jäh ein Ende gesetzt. Die Pest zog durch die europäischen Länder und entvölkerte manche Städte völlig. Niemand wußte, daß diese Seuche durch Pestbakterien verursacht und von Rattenflöhen übertragen wurde. Prediger traten auf und sprachen von einer Gottesgeißel, mit der all diejenigen bestraft würden, die zu fröhlich und ausgelassen gelebt hätten.

Furcht und Aberglauben verdrängten die Vernunft. Die Badestuben verödeten. Waschen, so glaubte man, schwäche den Körper und verweichliche die Haut. An die Stelle von Wasser und Seife traten kosmetische Präparate, man parfümierte sich mit starken Duftwässern. Wenn es in den Stuben zu sehr roch, weil sich die Menschen nicht wuschen, dann wurden Thymian und Wachholderbeeren in offenen Pfannen verbrannt.

Um sich der Bisse und Stiche von Ungeziefer zu erwehren, trug man die Felle von kleinen Raubtieren, wie Marder oder Zobel, auf der Haut des Körpers und meinte, sie zögen die Flöhe an.

In Gesellschaft hielt man kleine runde Riechbehälter vor die Nase. Diese „künstlichen Äpfel“ waren mit wohlriechenden Salben gefüllt und sollten vor Ansteckung schützen.

Doch Flohpelze und Riechäpfel bewahrten die Menschen nicht vor der Krankheit. Im Gegenteil, die Pest wurde durch die unhygienischen Zustände gefördert und forderte immer wieder neue Todesopfer.

Selbstverständlich wurde damals kaum noch Seife hergestellt. Sie war eine ausgesprochene Seltenheit geworden. Wagte man es, einer schönen Dame ein Stück Seife zu überreichen, mußte man extra eine Anweisung für den Gebrauch hinzufügen.

Besonders in den Kreisen des Feudaladels galt es als unziemlich, sich zu waschen.

„Toilette“ wurde gemacht, indem man die Fingerspitzen ins Wasser tauchte und das Gesicht mit Parfüm betupfte.

Die Königin von Schweden, die „tolle Christine“, war bekannt durch ihre unsauberen Hände. Isabella von Spanien schwor, ihr Hemd nicht eher zu wechseln, bis ihr Mann siegreich aus einem Krieg



zurückkehrte. Der Krieg dauerte über drei Jahre. In der Nähe der Königin roch es bald unerträglich. Aus dem Schwur wurde eine peinliche Angelegenheit, und das Hemd wurde „isabellenfarben“. Dicke Schminke- und Puderschichten übertünchten die schmutzige und welke Haut. Die Schminke aus Eiweiß und Zucker bedeckte die Gesichter mancher vornehmen Damen wie eine Maske. Wehe, wenn diese Damen zu lächeln wagten! Bei der geringsten Bewegung des Gesichtes blätterte diese Kruste ab.

Doch mit dem erwachenden Bürgertum wuchsen die Keime einer neuen Gesellschaft heran. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse setzten sich durch gegen mittelalterlichen Hexen- und Teufelsspek und wirbelten wie ein frischer Zugwind die Parfümwolken der Fürstensäule durcheinander.

Noch hatte der Feudaladel zwar die Macht. So mußte selbst der junge Goethe fluchtartig bei Nacht und Nebel die Bezirksstadt Darmstadt verlassen, als er es gewagt hatte, mit einigen Freunden in einem Teich im Darmstädter Wald zu baden.

Das Rad der Geschichte läßt sich aber nicht zurückdrehen. Der feudale Plunder wurde vom revolutionären Schwung des jungen Bürgertums hinweggefegt. Die hohen Perücken und die seidenen gestickten Gewänder verschwanden zunächst wie mit einem Schlage. Die revolutionären Bürger kleideten sich in einen einfachen Tuchrock.

Natürlich wusch man sich auch wieder und reinigte die Haut mit Seife. Ja, man begann wieder zu turnen und zu baden.

Seife wurde ein allgemeiner Bedarfsartikel und blieb es, so stark sich auch die Mode in den nächsten Jahren wandelte. Aus kleinen Seifensiedereien wurden große Seifenfabriken, in denen immer neue Rezepte entstanden und mehr und mehr Seife hergestellt wurde.

Nun gab es überall in den Läden Seife zu kaufen. Jeder konnte seinen Körper pflegen – wenn er genug Geld hatte. Bald wurden in den Häusern der reichen Bürger Badestuben eingerichtet, und in ihren Kreisen galt es als „chic“, an die See zu fahren und baden zu gehen.

Die Wohnungen der Arbeiter aber hatten keine Badestuben. In ihnen mußten oft viele Menschen in einem Zimmer zusammen hausen. Denn in den Städten, in denen die Fabriken entstanden, waren die Wohnungen knapp und die Mieten hoch. Und der Arbeiter in der Fabrik, die Arbeiterfrau hinter dem Webstuhl, sie verdienten kaum genug, um ihre Kinder zu ernähren, obwohl die Arbeitszeit in den Fabriken zwölf Stunden und mehr betrug. Ihnen blieb keine Zeit mehr und kein Geld für Gesundheits- und Schönheitspflege. Das wurde wieder zum Vorrecht der Besitzenden.

Doch die Arbeiter organisierten sich. In Gewerkschaft und Partei kämpften sie für bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen. Sie gründeten Arbeiter-

sportvereine, um einen Ausgleich zur schweren Arbeit in den ungesunden Fabrikräumen zu haben. Nach Betriebsschluß trieben sie Sport auf Sportplätzen und in Turnhallen, die sie sich selbst in mühevoller freiwilliger Arbeit geschaffen hatten. Sie wanderten und kletterten, schwammen und fuhren Rad. Allen Arbeitersportlern wurde klar, daß Sport, Spiel und Körperpflege wichtig sind. Und sie erkannten, daß ihre Klasse zum Kampf gegen die Ausbeuter gesunde Menschen brauchte.

Wir schlagen das Buch der Geschichte zu. Mit Riesenschritten sind wir zu der Zeit geeilt, in der wir leben.

In unserem Staat ist die Arbeiterklasse zur führenden Kraft geworden. Sie sorgt dafür, daß den Werktätigen, die mit ihrer Arbeit alle Werte schaffen, der erarbeitete Reichtum auch selber zugute kommt. Unsere Werktätigen tummeln sich jetzt am Strand der Seebäder, sie fahren in die Urlaubsorte, die früher nur den Reichen vorbehalten waren. Sie alle sollen gesund und lebensfroh die Zukunft aufbauen.

Jeder hat in unserem Staat die Möglichkeit, seinen Körper durch Sport und Spiel zu stählen.

Gute Seifen und auserlesene Parfüms sind allen Menschen zugänglich. Körper- und Schönheitspflege haben sich zu einem festen Bund zusammengeschlossen. Der Geruch der Duftwässer soll nicht einen üblen Körpergeruch übertäuben, sondern soll den Reiz einer sauberen Haut erhöhen.

In wachsendem Maße werden hygienische Einrichtungen geschaffen. Den Arbeitern in den Betrieben, in der Stadt und auf dem Lande, stehen Wasch- oder Duschräume zur Verfügung, um den Arbeitsschmutz zu beseitigen. Alle Neubauwohnungen, vor allem die der Arbeiter-Wohnungsbau-Genossenschaften, erhalten ein Badezimmer.

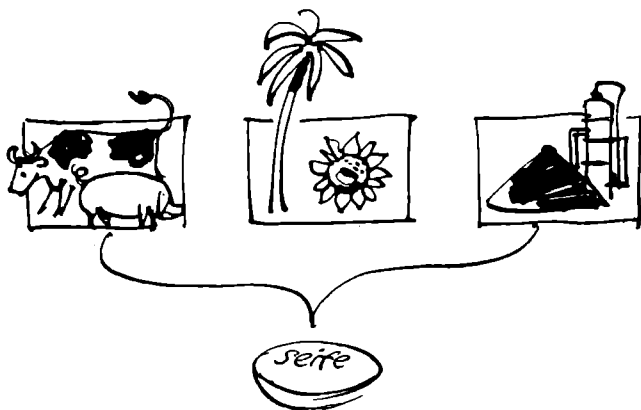
In den landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften wird durch den Einsatz von Maschinen die Arbeit leichter und die notwendige Arbeitszeit kürzer, so daß auch der LPG-Bauer und besonders die LPG-Bäuerin Zeit dafür gewinnen, ihren Körper ordentlich zu pflegen.

Natronlauge und Fettsäure

Mit Selbstverständlichkeit verwenden wir zur Körperpflege Seife. Die anderen Reinigungsmittel, die früher üblich waren, kennen wir nicht mehr.

Unzählige Male haben wir schon Seife zur Hand genommen. Aber noch nie haben wir darüber nachgedacht, woraus sie eigentlich hergestellt wird. Nun wollen wir einmal die Zusammensetzung der Seifenarten, die wir heute kaufen können, kennenlernen.

Der wichtigste Rohstoff ist das Fett. Darunter dürfen wir aber nicht nur das Schweinefett verstehen, das wir als Schmalz aufs Brot streichen. Der Chemiker bezeichnet als Fette viele Gemische aus ver-



schiedenen Fettsäureverbindungen. Auch die Öle gehören dazu.

Zur Seifenherstellung werden Fette dreier großer Gruppen verwendet. Da sind zuerst die Fette, die von Tieren stammen, wie Talg, Schmalz oder weniger wertvolle Tierkörperfette. Andere Fettarten werden aus Pflanzen gewonnen, zum Beispiel die natürlichen Öle wie Palmkernöl, Kokosöl, Erdnuß- und Sonnenblumenöl. Schließlich umfaßt die dritte Gruppe die künstlichen oder synthetischen Fette. Sie werden durch chemische Umwandlungen aus Kohle gewonnen.

Aus allen Fetten kann Seife entstehen, wenn als zweiter wichtiger Rohstoff eine Lauge hinzukommt. Für die festen Seifen braucht man Natronlauge.

Die weichen Schmierseifen dagegen stellt man mit Kalilauge her.

Die Lauge oder Base, wie sie auch genannt wird, ist nicht ungefährlich. Wenn wir Natronlauge auf die Haut bringen, können unangenehme Verätzungen der Haut entstehen, die an Brandwunden erinnern. Deshalb klebt auf den Flaschen ein rotes Schild: „Vorsicht! Ätzend!“

Die beiden Rohstoffe der Seife sind eigentlich recht unangenehm: schmieriges Fett und ätzende Lauge. Doch wenn sie zusammengebracht werden, tritt eine chemische Reaktion ein.

Wir wissen, daß sich dabei die Ausgangsstoffe verändern, daß sie sich miteinander verbinden und dabei ihre vorher typischen Eigenschaften verlieren. Am Ende erhält man neue Produkte mit ganz neuen Eigenschaften.

So ist es auch mit Fett und Lauge. Sie verbinden sich nämlich miteinander zur Seife, der man von den unangenehmen Eigenschaften der Ausgangsstoffe nichts mehr anmerkt.

Das können wir mit einem einfachen Versuch nachweisen. Wir zerdrücken ein paar Krümchen Fett zwischen einem gefalteten Löschblatt. Wenn wir das Blatt wieder entfalten, ist ein prächtiger großer Fettfleck entstanden. Zwischen einem zweiten Löschblatt zerquetschen wir einige Seifenspänchen, die wir von einem Stück Toilettenseife abschaben. Wir öffnen das Blatt und sehen, daß das Papier an den Stellen, wo wir gedrückt haben, un-

verändert geblieben ist. Keine Spur von Fett ist zu erkennen.

Nun möchten wir gern noch wissen, wie es sich mit der Lauge verhält. Für Laugen ist rotes Lackmuspapier das einfachste Nachweismittel. Wir können es für wenig Geld in der Drogerie kaufen, oder wir bitten unseren Lehrer um drei, vier Streifen davon.

Zuerst tauchen wir ein Blättchen mit einem Ende vorsichtig in etwas verdünnte Natronlauge ein. Sofort färbt sich das feuchtgewordene Stück blau. Der Farbumschlag erfolgt schnell und kräftig.

Nun wissen wir, wie das rote Lackmuspapier auf Lauge reagieren muß und können die Seife untersuchen.

In einem Reagenzglas lösen wir wenige Krümel einer guten Toilettenseife in Wasser völlig auf. (Washseife verwenden wir nicht zu diesem Versuch.) Wir müssen ein Weilchen kräftig schütteln. Dabei verschließen wir das Reagenzglas oben mit dem Daumen, sonst spritzt die Seifenlösung heraus. Jetzt sind wir gespannt, wie das Lackmuspapier reagiert. Wir tauchen es ein, warten ein wenig, schütteln, warten noch einmal. Nichts passiert. Das Lackmuspapier ist durch die Nässe etwas dunkler geworden, aber nicht blau. In der Toilettenseife können wir also auf diese Weise keine ätzende Lauge mehr nachweisen.

Um zu wissen, welche Reaktionen mit Fett und Lauge vor sich gingen, müssen wir zunächst das

Fett allein betrachten. Es ist eine komplizierte chemische Verbindung und besteht aus zwei Teilen. Der eine Teil ist ein Alkohol. Den brauchen wir nicht zur Seifenherstellung. In dem anderen Teil sind meistens mehrere Fettsäurereste enthalten. Weil sie mit dem Alkohol verbunden sind, sind sie nicht vollständige Fettsäuren, sondern eben nur „Reste“. Daraus können aber auch richtige Fettsäuren werden.

Die bekannteste ist die Stearinsäure, mit der das Stearin für die Kerzen hergestellt wird. Sie ist nicht etwa flüssig wie Salzsäure oder Schwefelsäure. Wie ein weiches, weißliches Fett sieht sie aus. Wenn wir ein wenig davon zwischen Daumen und Zeigefinger zerdrücken, spüren wir, wie schmierig sie ist. Daß sie wie eine Säure reagiert, können wir in einem Versuch nachweisen.

Wir besorgen uns eine kleine Menge Fettsäure in einer Drogerie. Auf einem alten Löffel lassen wir etwas Fettsäure über einer Flamme zerlaufen. Schnell wird sie flüssig.

Für Säuren gibt es das gleiche einfache Nachweismittel wie für Laugen, das Lackmuspapier, nur muß es diesmal blau aussehen und sich durch Säure rot färben. Da Laugen und Säuren in ihrer Reaktion gegensätzlich wirken, muß das Lackmuspapier für beide Arten gerade umgekehrt sein und umgekehrt reagieren.

Also nehmen wir rasch einen Streifen blaues Lackmuspapier und tauchen ihn zuerst in etwas Essig

oder Zitronensaft. Jawohl, er wird rot. Nun senken wir ein zweites Lackmuspapier in die flüssig gewordene Fettsäure. Auch hier tritt ein kräftiger Farbumschlag von Blau nach Rot ein.

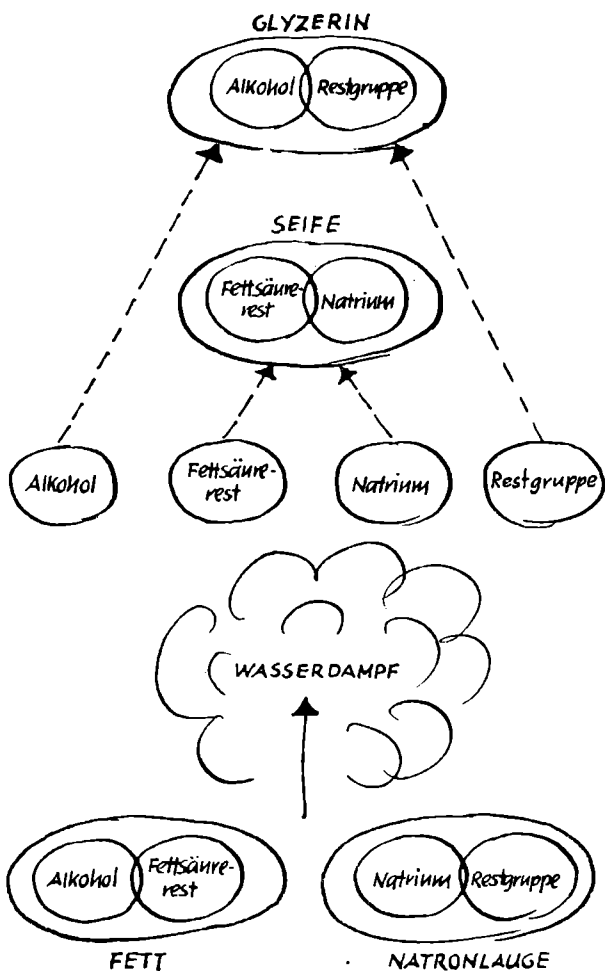
Die Reaktion können wir auch einfacher erzielen: Wenn wir blaues Lackmuspapier auf die feste Fettsäure drücken und einen Augenblick warten, färbt es sich an der Druckstelle rot.

Der zweite Rohstoff für die Seifenherstellung, die Natronlauge, besteht ebenfalls aus zwei Teilen, nämlich aus dem Metall Natrium – eigentlich müßten wir genauer von einem „Metallion“ sprechen, weil es in einer Verbindung enthalten ist – und aus einer Restgruppe, die alle Laugen oder Basen haben.

Wenn nun Natronlauge und Fett zusammengebracht werden, trennen sich bei jedem Rohstoff die zwei Bestandteile voneinander. Allerdings wird dazu noch Hilfe gebraucht, nämlich Hitze und Wasser. Durch die Einwirkung von Wasserdampf spaltet sich das Fett.

Die vier entstandenen Teile: die Fettsäurereste, der Alkohol, das Natrium und die basische Restgruppe können sich aber nicht lange einzeln erhalten. Sie verbinden sich über Kreuz zu zwei neuen Paaren. Das Natrium bildet mit den Fettsäureresten ein fettsaures Salz. Immer wenn Säuren und Laugen zusammengebracht werden, entstehen Salze. Dieses neue Salz ist Seife.

Darüber muß man wirklich staunen, daß Seife



ein Salz sein soll. Wir kannten bisher Salz nur in Form kleiner Kristalle, zum Beispiel als Kochsalz oder als Viehsalz. Seife hätten wir niemals als Salz bezeichnet, aber chemisch gesehen, ist sie eins.

Die beiden anderen Teile, der Alkohol und die basische Restgruppe, verbinden sich zu Glycerin. Das ist eigentlich ein Abfallprodukt bei der Seifenherstellung, aber es wird vielseitig verwertet. Wir kennen es als Hautpflegemittel gegen rissige Hände im Winter, als Gefrierschutzmittel findet es Verwendung, und außerdem ist es Ausgangsprodukt für Sprengstoffe, die zum Beispiel in Steinbrüchen gebraucht werden.

Seife im Kochtopf

Nun wissen wir, wie Seife entsteht. Es ist ganz einfach – aber ob wir in Wirklichkeit, in der Praxis, Seife auch so leicht herstellen können?

Wir wollen es versuchen.

Wir nehmen einen emaillierten Kochtopf, zunächst einen ganz kleinen. Sicher hat Mutter ein bißchen Soda; wenn nicht, kaufen wir uns für einige Pfennige eine kleine Menge Soda in der Drogerie. Einen Teelöffel voll lösen wir mit ein wenig Wasser in dem Töpfchen auf. Schon haben wir eine Lauge: Sodalaug. Sie enthält das Natrium, das wir für unseren Versuch brauchen.

Mit einem Streifen roten Lackmuspapiers überzeugen wir uns aber erst noch davon, ob es auch wirklich eine Lauge ist. Jawohl, er wird blau.

Nun setzen wir das Töpfchen aufs Feuer und bringen die Sodalauge zum Sieden. Was geschieht? Nichts, oder beinahe nichts. Lediglich ein wenig Schaum bildet sich, der unbeständig ist und rasch zergeht. Jetzt soll aber gleich etwas geschehen.

Wir legen einige Krümel Hartfett, Talg oder auch altgewordene Butter auf einen Teelöffel und halten ihn neben das Töpfchen in die Spitzen der hervortretenden Flammen. Schon wird das Fett flüssig. Vorsicht, nicht überlaufen lassen!

Das flüssige Fett geben wir nun tropfenweise in die siedende Sodalösung – das Fett zur Lauge. Jetzt müßte also . . .

Richtig, es bildet sich Schaum, Seifenschaum. Er zergeht nicht mehr, er wird dichter, wird mehr, der Topf wird immer voller – halt, genug!

Schon ist's geschehen. Der Seifenschaum ist übergelaufen, und nun qualmt und stinkt es in der Küche, denn mit dem Schaum ist auch unverseiftes Fett in die Flammen geraten. Aber deshalb soll uns die Lust nicht vergehen. Nein, wir haben doch Seife hergestellt, unsere erste selbstgekochte Seife!

Eigentlich ist es ja noch keine richtige Seife, es ist nur Schaum und Flüssigkeit. Ob wir auch ein richtiges Stück Seife herstellen können?

Und ob wir das können! Wir werden Mutter überraschen, sie soll richtige Waschseife erhalten.

Dazu müssen wir einen etwas größeren Emaille-
topf nehmen, einen, der etwa 1 Liter Wasser faßt.
Der beste Topf soll es allerdings nicht sein, denn
es könnte passieren, daß er hinterher für einige
Zeit nicht zum Kochen von Speisen benutzt werden
kann.

Am besten wird unser Versuch gelingen, wenn wir
uns aus der Drogerie 50 bis 100 g Fettsäure be-
schaffen können, denn die Fettsäure verseift am
schnellsten, sie braucht nicht erst aufgespalten zu
werden. Aber wir können auch alle vorhandenen
Fettreste nehmen, die Mutter vielleicht nicht mehr
verwendet, weil sie zu alt sind und nun ranzig oder
tranig schmecken.

Von der Fettsäure brauchen wir nur 50 g zu unse-
rem Versuch, von Fetten nehmen wir 100 g. Am
genauesten können wir die benötigten Mengen
auf der Briefwaage abwiegen.

Die abgewogenen Fettigkeiten lassen wir im Topf
auf ganz kleiner Flamme langsam zergehen. Das
Fett soll im Anfang nicht zu heiß werden. Wir brau-
chen nicht dabei stehenzubleiben, das wäre zu
langweilig. Wir bereiten unterdessen die nötige
Natronlauge.

In 100 ml destilliertem Wasser lösen wir 20 g Ätz-
natron auf, denn man kann Natronlauge in festem
Zustand als Ätznatron kaufen. Das sind entweder
kleine weiße Blättchen oder weiße Stangen. Aber
vorsichtig müssen wir damit umgehen! Wir dürfen
nichts davon an die Hände bringen, und auch



unsere Kleidung und die Möbel wollen wir vor der Lauge in acht nehmen.

Zum Herstellen der Natronlauge eignet sich am besten ein Becherglas aus Jenaer Glas, denn das platzt nicht durch die Hitze, die beim Auflösen des Ätznatrons entsteht.

Wenn das Fett völlig zerlaufen ist, gießen wir 60 ml destilliertes Wasser zu, das wir in einem Standzylinder abgemessen haben. Mit einem Holzstab rühren wir gut um und geben langsam nach und nach, unter ständigem Rühren, die Natronlauge hinein.

Sofort bildet sich ein hellbrauner Seifenleim. Diese dickflüssige Masse erinnert uns an Karamelpudding. Aber so richtig steif wie Pudding darf sie nicht werden, dann müssen wir etwas mehr destilliertes Wasser zugießen.

Wenn der Seifenleim nicht schön einheitlich ist, sondern flockig aussieht, haben wir entweder zuviel Lauge zugegeben, oder wir haben die kühle Natronlauge zu rasch in das heiße Fett hinzugegossen.

Ein richtiger Seifensieder braucht nun Geduld. Der Verseifungsprozeß in unserem Topf dauert nämlich einige Zeit. Wenn wir Fettsäure verwenden, kann er in 15 bis 20 Minuten abgeschlossen sein. Das ist die kürzeste Frist. Bei Fetten müssen wir länger rechnen, eine halbe Stunde, vielleicht sogar eine Stunde. Die Fette müssen ja erst aufgespalten werden, wie wir erfuhren. Diese Trennung in Fett-

säure und Alkohol erfolgt durch die Einwirkung des Wassers und der Hitze.

Nun vergrößern wir die Flamme etwas und lassen die Seifenmasse leicht sieden. Den Kochtopf dürfen wir jetzt nicht verlassen, denn der Seifenleim brennt genauso schnell an wie Pudding. Also – rühren wir fleißig! Zur Sicherung können wir von Anfang an ein Drahtsieb unter den Topf legen, wie es Mutter benutzt, wenn sie in Jenaer Glasschüsseln kocht.

Ein richtiger Seifensieder braucht außerdem Fingerspitzengefühl. Er muß merken, ob die Masse zu dick einkocht und wann der Verseifungsprozeß beendet ist. Erscheint uns der Brei zu zähflüssig, schütten wir etwas destilliertes Wasser hinzu. Wenn 15 bis 20 Minuten vergangen sind, beginnen wir, mit den Fingerspitzen zu prüfen. Wir geben einen Tropfen auf den Daumen und drücken ihn mit dem Zeigefinger breit. Ergibt er beim Erkalten eine fettige, schmierige Masse, haben wir Pech gehabt. Wir müssen noch länger rühren, denn es ist noch nicht alle Fettsäure verseift.

Von Zeit zu Zeit prüfen wir wieder mit den Fingerspitzen.

Natürlich wollen wir sie uns nicht mit dem heißen Seifenleim verbrennen. Darum lassen wir die herausgehobene Probe erst ein Weilchen an der Luft abkühlen. Ergeht es uns bei vielen Proben hintereinander ebenso, ist zuwenig Natronlauge im Topf. Dann gießen wir vorsichtig kleine Mengen nach.

Schließlich aber entstehen bei einer Probe zwischen den Fingern dünne Seifenplättchen. Jetzt ist es geschafft. Schnell rühren wir vier bis fünf Teelöffel Kochsalz unter den Seifenleim.

Aber was ist das, davon wird der schöne dicke Brei viel dünner, beinahe wäßrig?

Sorgen wir uns nicht! Lassen wir die Masse ruhig stehen und erkalten. Schon nach einer Stunde können wir eine feste Schicht heller Kernseife in dem Topf erkennen. Darunter hat sich eine bräunliche Flüssigkeit, die Unterlauge, abgesetzt. Das Kochsalz hat diese Trennung bewirkt.

Bei allen festen Seifen, die man als Kernseifen oder als Toilettenseifen bezeichnet, wird der Seifenkern von der Unterlauge geschieden. Anders ist es bei den Schmierseifen. Sie werden nicht ausgesalzen. Der gesamte Seifenleim wird dort zur weichen Leimseife.

Am nächsten Tag lösen wir die Seifenschicht mit einem Messer vom Rand des Kochtopfs und kippen ihn über dem Ausguß um. Die Unterlauge läuft davon – die fertige Seife fällt uns auf die Hand. Sie ist noch weich, so daß wir sie in Stücke zerschneiden können.

Natürlich probieren wir sie gleich zum Händewaschen. Sie schäumt!

Bildet sich nur sehr wenig Schaum, ist noch unverseifte Fettsäure enthalten. Wir hätten mehr Natronlauge zugeben müssen. Das merken wir uns für das nächstemal.

Wir lassen die Seifenstückchen noch einige Tage liegen und trocknen. Dann können wir sie Mutter schenken.

So haben wir Seife im Kochtopf mit den gleichen Rohstoffen und nach einem ähnlichen Verfahren hergestellt, wie es in den großen Fabriken gemacht wird. Nur sind dort die „Kochtöpfe“ viel größer.

Moleküle sind verantwortlich

Das Waschen mit der selbstgekochten Seife macht uns besonderen Spaß. Der Schmutz von den Händen geht genauso gut ab wie mit gekaufter Waschseife.

Warum nimmt aber eigentlich das Wasser allein den Schmutz nicht so leicht weg wie Wasser und Seife zusammen?

Wir suchen nach dem Geheimnis der Seife. Doch es gibt gar kein Geheimnis, das läßt sich mit Hilfe der Gesetze, die in Physik und Chemie gelten, ganz einfach erklären.

Untersuchen wir also einmal die Wirkung der Seife.

Dazu stellen wir uns ein Glas mit klarem Wasser und ein Glas mit Seifenlösung bereit. Es soll aber eine Seifenlösung sein, zu der wir Waschseife verwenden. Andere Waschmittel nehmen wir nicht. Nun kann der Wettstreit zwischen dem Wasser und der Seifenlösung beginnen.

Die erste Frage lautet: Was macht nasser – das Wasser oder die Seifenlösung?

Zuerst lassen wir aus einer Pipette ein paar Tropfen Wasser auf ein Stück Stoff fallen. Am besten eignet sich ein Gewebe aus Wolle oder ein Stück dichter Stoff, das wir glatt auf den Tisch legen. Das Wasser tropft darauf. Sieh da, was für hübsche kleine Wasserkugeln das werden! Mit einem schnellen Schwung lassen sie sich abschütteln. Der Stoff ist fast nicht naß geworden. Wenn wir Glück haben, ist er sogar ganz trocken geblieben.

Jetzt kommt die Seifenlösung an die Reihe. Sie soll die gleiche Probe bestehen.

Drei, vier Tropfen fallen auf den Stoff und – verschwinden in ihm. Keine Tropfen, keine Kügelchen bleiben zurück. Die Seifenlösung hat sich in das Gewebe verkrochen und einen nassen Fleck erzeugt.

War das auch kein Versehen?

Wir wiederholen den Versuch: Die Wassertropfen bleiben wieder als kleine Kugeln auf dem noch trockenen Stoff liegen, die Seifenlösung aber hat sich schnell im Gewebe verteilt. Aus jedem Tropfen wurde ein nasser Fleck.

Auf dem Fußboden beobachten wir das gleiche: Ein paar Tropfen Wasser aus der Pipette bleiben liegen, alle Seifentropfen zerlaufen sofort und benetzen den glatten Fußboden.

Nun haben wir das erste Ergebnis: Die Seifenlösung hat ein höheres Netzvermögen als das

Wasser, sie benetzt rascher und gründlicher die Stoffe und Dinge, als es das Wasser vermag.

Wir geben uns aber noch nicht zufrieden und fragen: Warum hat die Seifenlauge ein höheres Netzvermögen als das Wasser?

Um hierauf die Antwort zu finden, müssen wir uns die kleinsten Teilchen des Wassers vorstellen: die Moleküle. Alle Moleküle üben aufeinander eine Anziehung aus. Im Innern des Wassers, wo die Moleküle gleichmäßig verteilt sind, wirken die Anziehungskräfte von allen Seiten und gleichen sich aus. An der Wasseroberfläche aber können die Kräfte nur nach der Seite und in die Tiefe wirken. Dadurch wird jedes Molekül, das an der Oberfläche liegt, gewissermaßen festgehalten.

Für diese Kraft, die an der Oberfläche des Wassers wirksam wird, gibt es in der Physik einen besonderen Namen, es ist die Oberflächenspannung. Durch die Oberflächenspannung erhalten die Wassertropfen ihre Kugelgestalt und zerfließen nicht so rasch.

Demnach müßte die Seifenlösung eine geringere Oberflächenspannung besitzen, denn ihre Tropfen zerfließen schnell.

Wenn wir die Moleküle der Seifenlösung sehen könnten, würden wir erkennen, daß sich an der Oberfläche Seifenmoleküle zwischen die Wassermoleküle gedrängt haben. Dadurch wird die starke Anziehungskraft, die sonst zwischen den Wassermolekülen an der Oberfläche besteht, ab-

geschwächt. Die Moleküle können sich nicht mehr so sehr „festhalten“ wie beim Wasser. Die Oberfläche der Seifenlösung gibt leichter nach, und dadurch kann die Seifenlösung besser und schneller in die Zwischenräume der Gewebe eindringen als das Wasser.

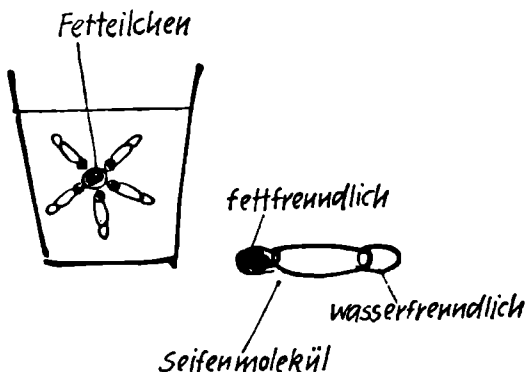
Ähnlich ist es, wenn wir unseren Körper mit Seife waschen. Die Seifenmoleküle schieben sich in die feinsten Lücken zwischen der Haut und den daraufliegenden Schmutzteilchen. Sie heben den Schmutz von seiner Unterlage – von dem Gewebe oder von der Haut – ab. Das vermögen die Wassermoleküle nicht in so hohem Maße. Deshalb sprechen wir von der schmutzablösenden Wirkung der Seife.

Aber nicht nur die Schmutzteilchen werden von den Seifenmolekülen umringt, sondern auch die Fettteilchen.

Die Seifenmoleküle haben eine langgestreckte Form. An dem einen Ende ist jedes Molekül wasserfreundlich, an dem anderen fettfreundlich. Mit den Enden, die sich gern mit Fett verbinden, ordnen sich die Moleküle um das Fetteilchen kugelförmig an. Auf diese Weise nimmt die Seifenlösung das Fett in feinsten Tröpfchen zerteilt in sich auf. Sie emulgiert das Fett.

Das wollen wir auch ausprobieren.

Wir füllen ein Reagenzglas bis zu einem Drittel mit Seifenlösung und geben fünf bis sechs Tropfen Öl darauf. Welches Öl wir verwenden, ist gleichgül-



tig. Natürlich schwimmt das Öl zuerst oben. Jetzt schütteln wir kräftig durch. Es bildet sich eine milchigweiße Flüssigkeit. Sie wird als Emulsion bezeichnet.

Wir lassen sie stehen, bis wir den Vergleichsversuch mit Wasser und Öl durchgeführt haben. Hierbei entsteht nach dem Schütteln zunächst auch eine milchige Flüssigkeit, aber wenn wir sie ruhig neben das erste Glas stellen und ein Weilchen warten, setzt sich schon bald das leichtere Öl wieder oben auf dem Wasser ab. Es ist also keine Emulsion entstanden.

Im ersten Glas mit der Seifenlösung dagegen ist keine Trennung eingetreten.

So, nun können wir alle Geräte wegräumen. Wir spülen die Gläser gut aus. Dumm ist nur, daß das Reagenzglas, in dem Wasser und Öl waren, so

fettig geworden ist! Oder nein, das ist nicht dumm. Wir machen damit gleich noch einen Versuch.

Wenn das Glas nun einmal fettig ist, kann es auch noch fettiger werden. Also gießen wir einige Tropfen Öl hinein und schwenken sie im Glas umher, bis es völlig verschmiert aussieht. Nun kommt natürlich kein Wasser hinein, sondern Seifenlösung. Nach kräftigem Schütteln ist das Glas klar und sauber. Wir spülen mit Wasser nach und halten ein einwandfreies Glas in der Hand. So einfach ist es, fettige Gläser blank zu bekommen.

Ganz zum Schluß waschen wir uns noch die Hände, natürlich mit Seife!

Ein Kapitel Hautpflege

Seit es Seife reichlich und billig gibt, ist es uns leicht gemacht, unseren Körper sauberzuhalten. Wenn wir nach anstrengender Arbeit, vom Fußballspiel oder von einer Wanderung heimkommen, ist es uns ein Bedürfnis, den Körper mit Wasser und Seife zu reinigen. Wasser allein genügt nicht, haben wir uns dagegen mit einer guten Seife gewaschen, fühlen wir uns erfrischt. Es kommt uns vor, als könne erst jetzt die Haut wieder richtig atmen.

Und wirklich – sie kann es auch jetzt erst wieder! Wenn sie mit einer Schicht aus Schweiß und Schmutz bedeckt ist, kann sie nicht gut atmen. Wir „fühlen uns nicht wohl in unserer Haut“. Sie muß

genau, wie es durch Nase und Lunge geschieht, frische Luft aufnehmen und verbrauchte Luft abgeben. Natürlich sind es viel kleinere Mengen als in der Lunge, aber der Körper braucht diese Hautatmung. Wenn sie plötzlich versagte, müßte der Mensch ersticken.

Die Haut hat aber noch mehr Aufgaben zu erfüllen. Sie ist eine Schutzhülle und verhütet, daß Schmutz oder Bakterien ins Innere des Körpers dringen. Durch eingelagerte Sinneszellen und Nervenenden wird sie zum Sinnesorgan, das uns jede Berührung mit der Außenwelt vermittelt, das Kälte- und Wärmereize aufnimmt und uns durch Schmerzempfindungen vor einer Gefahr von außen warnt. Auch unsere Körperwärme hilft sie regulieren. Die Haut ist wahrhaftig ein wichtiges Organ! Nur wenn sie gut und richtig gepflegt wird, vermag sie alle ihre Aufgaben zu erfüllen.

Also waschen wir uns! Das Ziel des Waschvorganges ist es, die auf der Oberhaut liegende Schmiere zu beseitigen.

Damit das gründlich möglich ist, muß dem Wasser ein Waschmittel beigegeben werden. Wir wissen ja, daß die Oberflächenspannung des Wassers herabgesetzt werden muß, um die reinigende Wirkung zu erhöhen. Die Toilettenseife erfüllt diese Anforderungen. Durch sie wird der Hauttalg emulgiert und der Schmutz von seiner Unterlage, von der Haut, abgelöst. Die Hautporen werden wieder frei zum Atmen.

Das ist leicht zu verstehen.

Demnach müßten wir uns oft gründlich waschen, um unsere Haut gut zu pflegen?

Das stimmt nicht ganz. Zu oft darf Seife nicht auf den Körper kommen. Jeder Hautarzt und jede Kosmetikerin würde uns davor warnen, denn es gibt auch eine Kehrseite des Waschvorgangs.

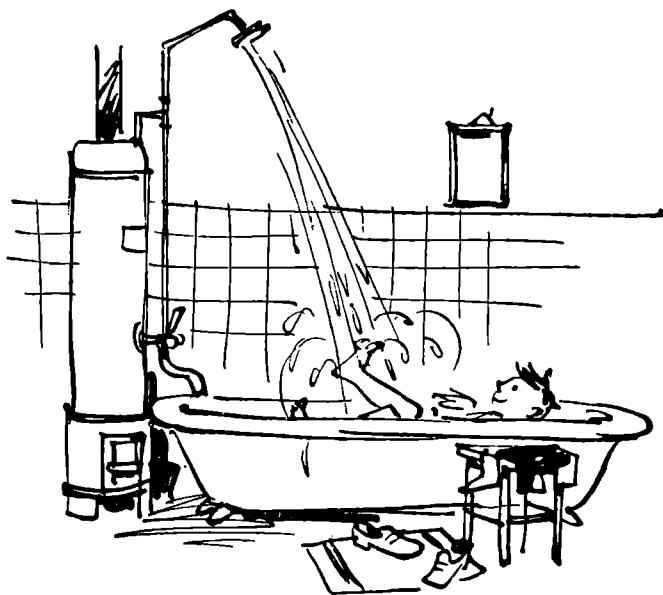
Die Seife, die wir auf unsere Haut bringen, wirkt nicht nur auf den Schweiß und den Schmutz ein, sondern auch auf die Haut selbst. Und durch übermäßiges Waschen mit Seife könnte der Haut zuviel Hauttalg entzogen werden, so daß die Talgdrüsen nicht die nötige Menge nachliefern können. Eine bestimmte Menge Talg aber braucht die Haut, damit sie geschmeidig und elastisch bleibt.

Aber nicht nur die fettentziehende Wirkung der Seife kann sich ungünstig auf die Haut auswirken, sondern auch die leicht basische Reaktion, die sie besitzt.

Wir hatten zwar früher in einem Versuch mit rotem Lackmuspapier keine basische Reaktion bei Feinseife beobachten können, aber sie ist doch vorhanden. Jeder Seife muß nämlich ein ganz geringer Basenüberschuß gegeben werden, damit sie sich besser hält. Durch den hohen Fettsäureanteil würde die Seife sonst bei längerer Lagerung ranzig.

Der Basenüberschuß ist bei Feinseifen so gering, daß er sich nicht mit Lackmuspapier nachweisen läßt. Mit einem empfindlicheren Nachweismittel aber könnten wir ihn sichtbar machen.

In der Waschseife allerdings ist der Basenanteil etwas höher. Wir können ihn sogar mit einem angefeuchteten roten Lackmuspapier, das wir auf die Seife legen, nachweisen. Deshalb soll man Waschseife nicht zur Körperpflege nehmen. Die überschüssigen Basen – sie werden auch als Alkali bezeichnet – wirken quellend und lösend auf das Eiweiß der Haut. Das Hautgewebe wird gelockert, die Haut nimmt Wasser auf. Das können wir gut erkennen, wenn wir einmal Wäsche gewaschen und lange Zeit mit den Fingern



in der Seifenlösung hantiert haben. Die Haut der Finger sieht dann locker und gequollen aus. Sie hat Falten bekommen, als wenn sie zu groß für die Finger wäre.

Empfindliche Haut kann auf diese chemischen Einwirkungen mit Störungen reagieren, es können Ausschläge und Pickel entstehen.

Die Gesichtshaut ist besonders empfindlich gegen die geringen Alkalimengen der Seife. Darum ist es besser, das Gesicht nur mit viel Wasser und ohne Seife zu waschen.

Aber auch für den Körper ist die basische Reaktion der Seife nicht gut, wenn sie zu oft einwirkt, denn die Seife entfernt nicht nur die Schmutzschicht, sondern zerstört auch den schützenden Säuremantel der Haut. Das ist ein hauchzarter, säurehaltiger Überzug auf der Haut, der Bakterien abtötet und die Haut vor Austrocknung schützt. Es dauert fünf bis sechs Stunden, bis er vom Körper nach dem Waschen wieder neu gebildet ist.

Wenn wir mehrmals am Tage Seife verwenden, um den Körper gründlich zu reinigen, kann der Säuremantel nicht wieder entstehen. Dem Körper fehlt dann ein natürliches Schutzmittel gegen Bakterien. Die Haut wird empfindlicher und anfälliger.

Es gilt also, einen guten Mittelweg zu finden, bei dem wir den Körper sauberhalten, die Haut von Schweiß und Schmutz befreien, damit sie atmen kann, ohne sie durch Seife etwa zu schädigen.

Günstig ist es zum Beispiel, wenn wir morgens den

ganzen Körper mit kaltem, klarem Wasser abreiben. Das entfernt den Nachtschweiß, erfrischt und härtet ab, aber zerstört nicht den Säuremantel. Seife ist dazu nicht nötig.

Natürlich dürfen wir gründliches Abfrottieren nicht vergessen, denn wir sollen nicht frieren.

Abends aber nehmen wir warmes Wasser und Seife, damit der Schmutz vom Tage gründlich entfernt wird. Es genügt nicht, Gesicht, Hals und Hände zu waschen. Der ganze Körper soll drankommen, vor allem auch die Füße. Sie stecken den Tag über in den Schuhen und sind am meisten dem Schmutz ausgesetzt.

In der Nacht bildet sich dann der Säuremantel auf der Haut neu.

Sollte unsere Haut vielleicht mal eine Seife nicht vertragen, bereitet uns das keine Sorge. Es gibt ja nicht nur eine Sorte Seife, es gibt viele Feinseifenarten, bei denen die nachteilige Wirkung auf die Haut durch verschiedenartige Zusammensetzung und durch Beimischungen herabgemindert ist.

Teure Seifen – billige Seifen und Seifen, die keine Seifen sind

Als wir unsere Seife zu Hause im Kochtopf kochten, war es gleichgültig, welche Fettart wir dazu verwendeten. Wir wollten ja nur ausprobieren, wie überhaupt Seife hergestellt wird.

In den großen Fabriken aber spielt die Auswahl der Fettsorten und Fettsäurearten eine große Rolle. Es gibt zwar eine Reihe von Fettsäuren – mindestens neun – die mit Lauge brauchbare Seifen bilden, die aber von recht unterschiedlicher Qualität sind.

Da gibt es zum Beispiel Fettsäuren, von denen man Seife erhält, die den Schmutz und das Fett schlecht löst und bindet. Seifen von anderen Fettsäuren wieder schäumen und reinigen wunderbar, reizen aber die Haut besonders stark, indem sie ihr zuviel Hauttalg entziehen. Wir haben aber auch Fettsäuren, mit denen man eine sehr geschmeidige, milde Seife herstellt, die den Schmutz gut bindet und der Haut nicht schadet.

Der Siedemeister einer Seifenfabrik muß die Eigenschaften der einzelnen Fettsäuren gut kennen. Er muß darüber hinaus wissen, welche Fettsäuren in den verschiedenen Fetten enthalten sind, denn meistens sind in einem Fett zwei oder mehr Fettsäurearten gebunden.

Die Chemiker haben herausgefunden, daß die besten Seifen zur Körperpflege aus Pflanzenfetten entstehen, aus Kokos-, Palmkern- oder Olivenöl. Weil aber bei uns weder Kokosnüsse noch Oliven wachsen, müssen wir diese Fette aus dem Ausland kaufen. Das kostet viele Devisen, und deshalb sind solche Seifen verhältnismäßig teuer. Sie werden von den Herstellerbetrieben als Luxusseifen bezeichnet. Beim VEB Steckenpferd ist das zum Bei-

spiel die „Lilienmilchseife“ und auch die noch bessere Superluxusseife „Talisman“.

Der ganze große Bedarf der Bevölkerung an Toilettenseifen kann natürlich nicht mit Luxusseifen gedeckt werden. Menschen, die nicht eine besonders empfindliche Haut haben, können zur Körperpflege durchaus die billigeren Feinseifen, die Normalseifen, verwenden, zum Beispiel die „Palmseife“ vom VEB Steckenpferd.

Für Normalseifen werden hauptsächlich solche Fette verwendet, die wir bei uns in der DDR erzeugen, zu einem großen Teil tierische Fette. Die besten von ihnen, verschiedene Talge, ergeben nicht nur eine sehr gute Feinseife, sondern werden auch mit für Luxusseifen verwandt. Ein Zusatz von Knochenfett macht sie noch geschmeidiger.

Und die einfachen Waschseifen werden hauptsächlich aus synthetischen Fettsäuren hergestellt, die am billigsten von allen Fettrohstoffen sind.

Die Erfindung der synthetischen Fettsäuren gab der Seifenindustrie die Möglichkeit, die hochwertigen und teuren Fette nur für Toilettenseifen zu verwenden und damit viele Devisen, die für den Kauf ausländischer Fette gebraucht wurden, einzusparen.

Durch die Rezepte wird die Qualität der Seife bestimmt. Wenn wir eine teure Luxusseife kaufen, können wir sicher sein, daß sie aus hochwertigen Fetten hergestellt wurde. Meistens ist diesen Seifen außerdem noch ein Überfettungsmittel zugesetzt worden, zum Beispiel Lanolin.

Es sorgt dafür, daß gleich beim Waschprozeß, wenn der Hauttalg gelöst wird, der Haut wieder eine geringe Menge Fettigkeit zugefügt wird. Die „überfetteten Seifen“ schmieren während des Waschens gleichsam die Haut sanft ein.

Alle Kinderseifen gehören zu diesen milden, hautschonenden Seifen, denn die Haut der Kleinkinder ist besonders zart.

Es gibt aber Menschen, die selbst diese überfetteten Luxusseifen nicht gut vertragen. Sie können Spezial- oder Sonderseifen kaufen. Lanolin-, Hamamelis- oder Cremeseifenschonen und pflegen durch ihre Zusätze die Haut besonders gut. In der Lecithin- oder in der Vitaminseife sind Wirkstoffe enthalten, die die Haut ernähren. Für erkrankte Haut können desinfizierende Seifen, Ichthyolseife oder Teerschwefelseife, vom Arzt empfohlen werden.

Die Forschung auf dem Gebiete der hautpflegenden und der Spezialseifen ist längst nicht abgeschlossen. Laufend werden neue Rezepturen erprobt.

Wenn wir ein Stück Seife kaufen, fragen wir aber nicht nur nach ihrer Qualität, auch ihr Duft soll uns gefallen. Die Duftstoffe bestimmen also den Preis der Seifen mit. Einer Luxusseife kann ein teureres Parfüm beigemischt werden als einer Normalseife.

Da der Eigengeruch der Seife nicht sehr angenehm ist, erhalten selbst die einfachen Waschseifen meist

einen Parfümzusatz, damit die Wäsche einen angenehmen Geruch bekommt.

In den letzten Jahren ist der Bedarf an Waschseifen zurückgegangen. Andere Waschmittel haben sie verdrängt.

Zuerst kamen die Seifenpulver auf, bei denen durch ein besonderes technisches Verfahren die Seife zu Pulver verarbeitet worden war. Dann erschienen die „selbsttätigen“ Waschmittel, die den Frauen das Reiben und Bürsten der Wäsche fast ganz abnehmen und Zeit und Kraft sparen helfen.

Die ersten derartigen Waschmittel bestanden noch aus Seifenpulver, dem man einige aktive Mittel zufügte. Das „Persil“ beispielsweise enthält Salze, die beim Waschen Sauerstoff abgeben. Dieser Sauerstoff bleicht die Wäsche in derselben Weise, wie es der Luftsauerstoff bei der Rasenbleiche bewirkt.

In der letzten Zeit wurden immer mehr selbsttätige Waschmittel entwickelt, die gar nichts mehr mit Seife zu tun haben. Sie sind Erzeugnisse der modernen Chemie, in denen keine Seife enthalten ist. Aber sie schäumen und reinigen genauso, ja oft noch besser.

Auch manche Feinwaschmittel, wie „Fewa“, gehören zu den seifenfreien Waschmitteln. Dadurch ist es möglich, daß sie „alkalifrei“ sein können, wie wir es auf der Packung lesen. Alkalifreie Waschmittel aber schonen die Wäsche mehr. Es ist mit

den Fasern der Gewebe ähnlich wie mit unserer Haut. Die leicht basische Wirkung der Seife kann sie angreifen.

Besonders empfindlich gegen Alkali ist die Schafwolle. Die Wollfasern quellen, wenn sie mit Seife behandelt werden und filzen dann sehr leicht.

Unsere Chemiker bemühen sich, immer neue und bessere Waschmittel zu entwickeln. Und unsere Seifenfabriken produzieren soviel verschiedene Seifensorten – Normalseifen, Luxusseifen und Superluxusseifen – daß uns beim Einkauf die Wahl manchmal schwerfällt.

Wo die Seife hergestellt wird

Nun dürfen wir einen richtigen Betrieb ansehen, in dem Seife hergestellt wird.

Mit der Straßenbahn fahren wir ein Stück aus Dresden hinaus nach Radebeul. An der Fernverkehrsstraße, die von Dresden nach Leipzig führt, liegt unser Betrieb. Über der Einfahrt lesen wir in großen Buchstaben, die in Stein gehauen sind, „VEB Steckenpferd“. Daneben erkennen wir das Zeichen des Betriebes, zwei gekreuzte Steckenpferde mit einer Lilie dazwischen.

Daß hier Seife hergestellt wird, braucht einem niemand zu sagen. Man riecht es schon im Freien. Eigentlich sind wir von dem Betrieb zuerst etwas enttäuscht. Wir hatten modernere Häuser erwartet.

Doch dann erfahren wir ein wenig von der Geschichte des Betriebes und verstehen, daß es ja gar nicht anders sein kann.

Der Steckenpferdbetrieb ist aus einem alten kapitalistischen Betrieb hervorgegangen. Er wurde um 1880 von einer Familie Bergmann gegründet, die damals zunächst alles herstellen ließ, was guten Gewinn brachte. Sechszwanzig verschiedene kosmetische Artikel verließen den Betrieb – Rasierwasser, Parfüm, Haarwasser, Gesichtswasser, ja sogar schwarze Bartwiche, mit der sich die Männer damals die Schnurrbärte färbten.

Alle Dinge wurden nur in kleinen Mengen hergestellt, ebenso die verschiedenen Seifensorten.

Am bekanntesten wurde die Lilienmilchseife, die mit dem Steckenpferdzeichen zum Verkauf kam.

Spaßig – Steckenpferde ausgerechnet für Seife! Die Familie Bergmann suchte für ihre Seife einen recht werbkräftigen Namen, und so wählten die Fabrikanten als Schutzmarke die Bezeichnung „Mein Steckenpferd“. Fast jeder Mensch hat ein „Steckenpferd“, nämlich etwas, was er besonders gern mag. Die Leute sollten durch den Namen angeregt werden, diese Seife besonders gern zu kaufen. Sie sollte ihr Steckenpferd werden.

Das wurde sie dann auch. Der Betrieb wuchs an, und im Jahre 1920 arbeiteten bereits 150 Arbeiter und Angestellte für die Familie Bergmann.

Als der Betrieb 1950 wegen unehrlicher Handlungen der Besitzer unter Treuhandverwaltung kam,

waren 172 Frauen und Männer dort beschäftigt. Nach einer Übergangszeit von vier Jahren wurde er zum „VEB Steckenpferd“.

Seitdem hat sich vieles gewandelt. Der Betrieb ist gewachsen und hat an Bedeutung gewonnen, so daß heute in ihm rund 330 Menschen arbeiten.

Den Namen Steckenpferd aber hat man übernommen, weil er so nett klingt und vielen Menschen bekannt ist.

Was der ehemalige Besitzer zurückließ, war nicht vom Modernsten, bei weitem nicht. Sollte man aber deshalb den gesamten Betrieb abreißen und einen neuen bauen? Dann hätte man ja für lange Zeit nicht produzieren können. Deshalb wurde beschlossen, den Betrieb lieber allmählich umzubauen und in einen modernen Betrieb zu verwandeln.

Jetzt betreten wir bereits die neuen Fabrikationsanlagen. In Räumen mit hellen Fliesen stehen neue, saubere Siedebottiche und moderne Maschinen, die die Seife mischen, pressen und verpacken. Hier arbeiten die Menschen in zwei Schichten am Tage. Wir sprechen mit ihnen, und sie geben uns freundlich Auskunft auf unsere Fragen, und allmählich merken wir, daß es besondere Menschen sind, die hier arbeiten – eben „Steckenpferdmenschen“.

Sie haben miterlebt, wie ihr Betrieb volkseigen wurde, wie er in der gesamten Welt mehr und mehr Ansehen erwarb, wie immer mehr Kunden aus

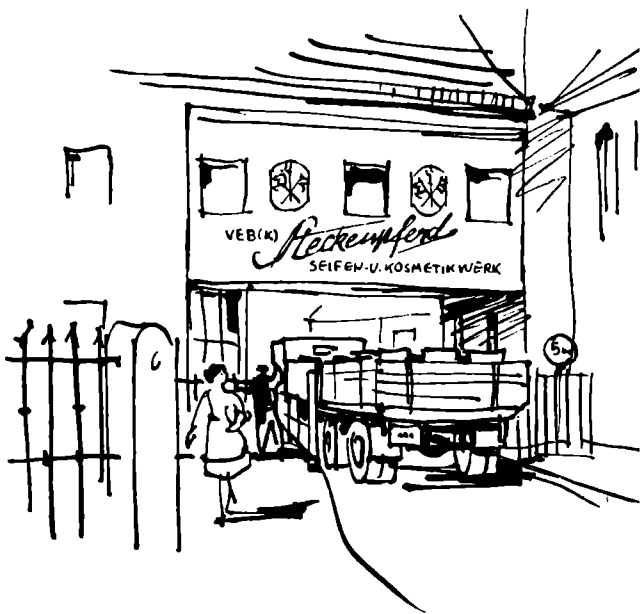
fremden Ländern gerade Steckenpferdseife kaufen wollen. Das macht sie stolz. Sie freuen sich, wenn sie nicht nur durch gute Planerfüllung unserer Republik helfen, sondern auch durch die hohe Qualität ihrer Produkte uns im Ausland Freundschaft und Achtung erwerben. Weil sie sich über ihre Arbeit freuen, können sie so viel leisten. Wollen wir ihnen einmal zusehen, wie sie Seife herstellen!

Auf dem Hof fängt es an

Durch das Tor des Steckenpferdbetriebes rollt langsam ein großer Lastkraftwagen auf den Hof. Er bringt siebzig Fässer mit Fettsäuren, die im Hydrierwerk Magdeburg aus hochwertigen Fetten gewonnen wurden. Es sind keine Holzfässer wie Herings- oder Bierfässer, sondern Fässer aus Eisenblech. Die Fachleute im Betrieb nennen sie „Drüms“.

Für die Gewinnung und weitere Verwendung des Glycerins ist es zweckmäßiger, die Spaltung des Fettes in einem gesonderten Betrieb vor der Verseifung vorzunehmen.

Frau Schmidt, die für den Wareneingang verantwortlich ist, vergleicht sorgfältig alle Zahlen vom Lieferschein mit ihren Bestellisten. Sie gibt auch die Anweisung, wo die Drüms abgeladen werden sollen.



Oft werden im Hof in langen Reihen hintereinander Vorratsfässer gelagert. Jede Sorte Fett hat ihre bestimmte Reihe, und die Drums mit den Fettsäuren liegen ebenfalls gesondert. Da heißt es aufpassen, denn im VEB Steckenpferd werden ungefähr zwanzig verschiedene Sorten Fette und Fettsäuren verarbeitet.

Heute geht der Transport gleich zur Siederei I für Feinseifen. Der LKW hält an der Laderampe, die genauso hoch ist wie die Ladefläche des Autos. Die

siebzig Drums werden einfach vom Wagen gerollt und vor der breiten Tür abgestellt.

Ein Kollege mit vier langstieligen Gefäßen in der Hand steht bereit, um aus den Eisenfässern Proben zu entnehmen.

„Eins – zwei – drei – vier.“

Die von ihm bezeichneten vier Drums werden zur Stichprobe geöffnet. Der Kollege taucht die Stechheber tief in die schmierige Masse hinein und holt aus jedem eine lange dünne Wurst aus Fettsäure hervor.

„Danke.“ Das genügt.

Im Labor werden die Proben schon erwartet. Sie müssen chemisch untersucht werden, ob sie der angeforderten und angegebenen Qualität entsprechen.

Wir kaufen ja auch nicht Fleisch und Gemüse, Kleider und Stoffe im verschlossenen Paket. Wir wollen sie vorher sehen und prüfen. So prüft der Betrieb die Rohstoffe, die er geliefert bekommt, ehe er sie verarbeitet.

Wenn jede Probe ihre Nummer erhalten hat, beginnt die Laborantin die erforderlichen Mengen abzuwägen. Wir würden sagen „wiegen“, aber im Labor heißt es „wägen“. Zwei Gramm Fettsäure genügen zu einer Untersuchung. Da muß die Laborantin sehr sorgfältig mit ihrer hochempfindlichen Waage arbeiten.

Nun soll die Fettsäure gelöst werden. Aber womit? Wir wissen, daß es mit Wasser nicht geht. Die

Laborantin kennt das Lösungsmittel, das hier hilft: Alkohol, absoluter Alkohol.

Der Alkohol wirkt, in kurzer Zeit hat sich die Fettsäure völlig gelöst.

Jetzt kommen einige Tropfen Phenolphthalein dazu. Es geschieht gar nichts. Aber aufgepaßt, gleich passiert etwas!

Vorsichtig gibt die Laborantin Tropfen auf Tropfen Kalilauge in die farblose Flüssigkeit. Noch einen, noch einen – jetzt ist der Farbumschlag erfolgt. Die Flüssigkeit sieht nun hellrot aus, weil sie leicht basisch reagiert.

Vorher reagierte sie sauer, weil die Fettsäure darin gelöst war. Das Phenolphthalein konnte keine Rotfärbung hervorrufen. Mit der Kalilauge aber wurde die Fettsäure neutralisiert. Sobald die Flüssigkeit begann, basisch zu reagieren, erfolgte der Farbumschlag.

Die Laborantin muß für ihre Berechnung nun feststellen, wieviel Kalilauge sie verbraucht hat. Das kann sie an der Skala der Bürette ablesen, aus der sie die Kalilauge tropfen ließ.

Die Untersuchung ist aber nicht zu Ende. Es kommt nochmals Kalilauge hinzu und wieder Säure, diesmal Salzsäure, und zwar soviel, bis der umgekehrte Farbumschlag eintritt und alles wieder farblos aussieht. Dann wird wieder gerechnet.

Schließlich ist die Laborantin zufrieden. Sie hat die „Verseifungszahl“ der Fettsäureprobe festgestellt.

Obwohl wir der Laborantin so lange zugesehen haben, ist die ermittelte Zahl für uns unverständlich. Die Facharbeiter erkennen aber aus der Verseifungszahl, wieviel Kalilauge nötig ist, um ein Gramm dieser Fettsäure zu verseifen. Das ist wichtig für die weitere Arbeit in der Siederei.

Inzwischen hat eine andere Laborantin an einem Gläschen mit erhitzter flüssiger Fettsäure den Erstarrungspunkt festgestellt. Wir lesen ab: 41 Grad.

Die Laborantin erklärt uns, daß diese Zahl vorbildlich ist; so muß die Fettsäure, die sie untersucht hat, erstarren. Liegt der Erstarrungspunkt niedriger, würde die Seife zu weich und zu schmierig werden.

Noch ein paar andere Untersuchungen werden durchgeführt. Am Ende lautet das Ergebnis vom Labor: einwandfrei. Alle ermittelten Zahlen entsprechen den Erfordernissen. Nun erst wird die angelieferte Fettsäure freigegeben zur Verarbeitung.

Aber wie soll man nur diese fettschmierige Masse durch das kleine Spundloch aus dem Faß herausbekommen?

Die Techniker der Seifenbetriebe haben dafür längst eine Lösung gefunden. Die Fässer werden ausgeblasen, aber nicht mit Luft, sondern mit Wasserdampf.

Gleich neben der Laderampe ist die Ausbläseerei. Die Drums werden so auf Roste gerollt, daß ihr geöffnetes Spundloch unten liegt. Unter dem Rost

steht aufrecht ein Rohr mit einer Düse, aus dem Dampf von 150 Grad mit Druck direkt durch das Spundloch in die feste Fettsäure hineingeblasen wird.

Die erwärmte Fettsäure beginnt zu fließen. In der Ablaufrinne sammelt sie sich und läuft durch ein Rohr in den Keller.

Durchschnittlich dauert es eine Stunde, bis ein Faß ausgeblasen ist. Es liegen aber sechs Ausblaskabinen nebeneinander, die alle gleichzeitig benutzt werden können. Das gibt ein Zischen und Fauchen, als würde von Lokomotiven Dampf abgelassen.

Im Keller wird dann die flüssige Fettsäure in drei großen viereckigen Behältern gesammelt und warm gehalten, damit sie flüssig bleibt, bis sie in die Siedekessel gepumpt wird.

Wir sehen uns wieder auf dem Hof um. Vorhin hatte dort ein kleiner Kesselwagen mit zwei gelben Flaggen gestanden. Gelbe Fähnchen bedeuten Gefahr. Auf unsere Frage hatten wir erfahren, daß der Wagen vierzigprozentige Natronlauge enthält.

In einer Ecke des Hofes entdecken wir ihn wieder. Zwei Arbeiter mit großen Gummihandschuhen an den Händen und Schutzbrillen vor den Augen haben eben einen dicken Gummischlauch am Abfluß des Kesselwagens befestigt. Achtung – Vorsicht! Der Hahn wird geöffnet. Die Natronlauge fließt erst in eine Grube unter der Erde und wird von da aus in einen Vorratsbehälter gepumpt.

Bald ist der Kesselwagen leergelaufen. Die Grube wird mit einem schweren Deckel verschlossen. Rohstoffe sind genügend da – nun kann das Sieden beginnen.

Ein riesengroßer Pudding

Auf der Treppe, die zu den Siedekesseln hinaufführt, wird es uns schon recht warm. Sicher werden wir unsere Jacken ausziehen müssen.

Vor uns steigt dicker weißer Dampf aus einem viereckigen Steinkasten auf. Wir hören es wallen und glucksen darin, als wenn eine dicke Puddingmasse kocht. Wir kennen ja den Seifenleimpudding von unserem Versuch zu Hause, aber hier ist der Kessel riesengroß. In der Mitte wirft der kochende Seifenleim dicke Blasen auf, die schnell wieder zusammenfallen.

Wieviel mag in dem Kessel sein? Etwa ein Liter Flüssigkeit paßte in unseren Kochtopf zu Hause. Vielleicht sind es hier 100 Liter, oder 200 Liter, oder gar 500 Liter? Der Siedemeister verrät es uns: 20 bis 25 Tonnen faßt ein Siedekessel.

Jetzt müssen wir schnell überlegen. 1 Tonne sind 1000 Kilogramm. Dann passen in einen Kessel bis zu 25 000 Kilogramm. Wenn wir annehmen, daß 1 Kilo ungefähr einem Liter gleichkommt, dann wären es etwa 25 000 Liter. Und vier solche großen Kessel stehen hier im Raum.

An einem leerstehenden Kessel dreht gerade der Seifensieder an einem Rad. Aus einem Rohr läuft ein Strahl hellgelblicher Natronlauge in den Kessel hinein. Der Seifensieder braucht sie nicht mit dem Litermaß abzumessen. Er ist Facharbeiter und weiß aus langer Erfahrung, wieviel Lauge er entsprechend der Verseifungszahl für diesen Sud braucht.

Ein zweites Rad an einem anderen Rohr wird gedreht. Diesmal läuft nichts in den Kessel hinein, es gibt aber ein seltsames Geräusch darin. Der Dampf ruft es hervor, der von unten her aus Rohren direkt in die Lauge eingeblasen wird, um sie zu erhitzen.

Hier wird nicht mit Feuer gekocht, sondern mit Dampf. Wer sollte denn auch die riesigen Kessel ständig rühren, damit nichts anbrennt?

Es dauert nicht lange, bis die Lauge siedet. Dann dreht der Seifensieder erneut an einem Rad, und rauschend läuft ein dicker Strahl heißer flüssiger Fettsäure in den Kessel.

Sofort beginnt die Verseifung. Zuerst sieht der Seifenleim noch flockig aus, weil zuviel Laugenüberschuß da ist. Dann wird er glatt und einheitlich, wie der Seifenleim im Nachbarkessel, den wir zuerst sahen.

So ist es, wenn Fettsäuren verseift werden. Fette dagegen gibt man zuerst in den Kessel und läßt die Lauge zulaufen. Beim Siedeprozess werden die Fette durch Hitze und Wasser gespalten, ehe die

Seifenbildung einsetzt. Dadurch dauert das Verseifen etwas länger als bei Fettsäuren.

Der Kessel ist vollgelaufen. Nun schickt uns der Seifensieder heim. Es gibt nichts mehr zu sehen. Am Nachmittag sollen wir wiederkommen, dann wird der Vorsud – so heißt die Masse im Kessel jetzt – fertig gekocht sein.

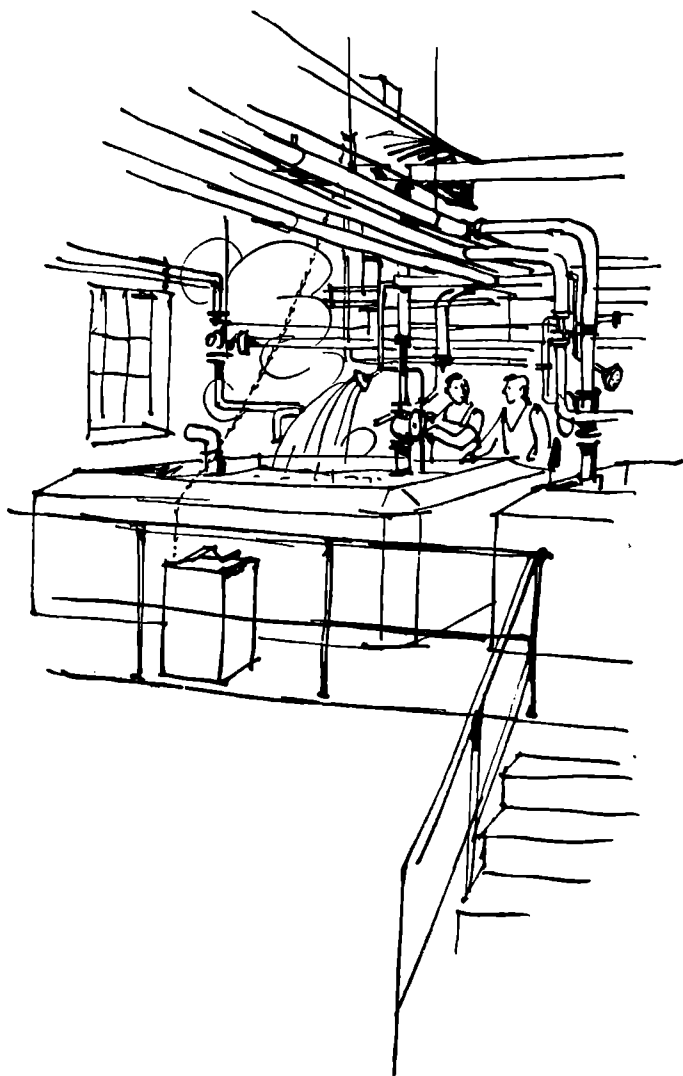
Als wir dann am Nachmittag wieder die Treppe zu den Siedekesseln hinaufsteigen, kommen wir gerade dazu, wie der Seifensieder große Schaufeln Salz in den Seifenleim wirft.

Wir wissen ja, daß Salz nötig ist, damit sich der feste Seifenkern von der Unterlage trennt. Wir brauchten für unseren Kochtopf nur wenige Gramm, für den Kessel sind viele Kilogramm Salz nötig.

Der Seifensieder stellt die Schaufel weg und geht davon. Sollen wir etwa schon wieder heimgehen? Wahrhaftig! Erst morgen früh geht die Arbeit an der Seifenmasse weiter, bis dahin muß die Trennung erfolgen.

Am nächsten Morgen sind wir beizeiten zur Stelle. Der Seifensieder hat aber noch früher angefangen. Er hat bereits die Unterlage, die sich im unteren Teil des Kessels angesammelt hatte, abgelaassen. Sie kann wieder mit verwendet werden, wenn ein neuer Kessel angesetzt wird.

Nach unserem Rezept zu Hause müßte die Seife jetzt fertig sein. Aber der Seifensieder dreht erneut Räder auf: Wasser sprüht auf die Seifenmasse wie



aus einer Brause in der Badestube. Und nochmals läuft Fettsäure zu.

Der Kessel füllt sich wieder, es kocht und wallt von neuem. Jetzt erst sind alle Fettrohstoffe im richtigen Mischungsverhältnis im Kessel. Der Nachsud muß wiederum einige Stunden kochen, bis auch die neu hinzugekommene Fettsäure fertig verseift ist.

In der zweiten Schicht ist es dann endlich so weit, daß die Seife fertiggemacht werden kann. Allerdings müssen wir noch ein wenig warten, bis der Seifensieder das Ergebnis aus dem Labor erhalten hat. Eine Probe dieses Suds wird erst auf Laugenüberschuß untersucht.

Inzwischen zeigt uns der Seifensieder, wie man früher diese Untersuchung nach alter Erfahrung ohne Labor durchführen mußte. Dazu nimmt er eine kleine Menge Grundseife aus dem Kessel und probiert sie mit der Zungenspitze. Er tut es sehr vorsichtig, denn er will nicht etwa feststellen, wie die Seife schmeckt, sondern er fühlt, wie scharf sie ist. Die überschüssige Lauge brennt leicht an der Zungenspitze. „Zungenstich“ nennt er diese Methode.

Wenn der Seifensieder genügend Erfahrung hat, kann er auf diese Weise feststellen, ob der notwendige geringe Laugenüberschuß vorhanden ist, allerdings nicht mit der Genauigkeit wie die chemische Untersuchung.

Da trifft das Ergebnis aus dem Labor ein: 0,8 Prozent Alkali – also ungebundene Lauge – enthält

dieser Sud. Das entspricht der Vorschrift. Die Seife ist gut abgerichtet.

Nun muß der Seifensieder die Reißprobe machen. Er senkt einen kleinen Blechspaten in die Seifenmasse, wartet etwas, zieht ihn vorsichtig heraus und beobachtet, wie die Seife daran herunterläuft.

Wonach sieht er nur? Wir können nichts Besonderes feststellen.

Er wiederholt das Eintauchen. Diesmal sehen wir genau zu und beachten, was uns der Seifensieder erklärt. Die Seife läuft langsam an dem senkrecht gehaltenen Spaten ab. Dabei reißt sie in kleinen Schollen auseinander. Auf dem Blech des Spatens erscheinen trockene Stellen.

Das ist das Zeichen, daß die Seife lange genug gekocht hat und der Verseifungsprozeß abgeschlossen ist.

Die Reißprobe ist eine verantwortungsvolle Aufgabe für den Seifensieder. Wenn er sich versähe und den Kessel zu früh abstellte, ergäbe der gesamte Sud minderwertige Seife, die schnell ranzig würde. Das wäre nicht nur ein kleiner Verlust wie in unserem Kochtopf. Ein Sud ergibt 7000 Kilogramm Feinseife.

Diese Menge können wir uns wieder nicht gleich vorstellen. Wir rechnen in Stücke um. Aus einem Kilo werden 10 Stücken Seife gemacht, also ergeben 7000 Kilo dann 70000 Stück Seife. In einer Stadt wie Weimar etwa könnte jeder Mensch ein Stück von diesem einen Sud bekommen.

Der Seifensieder versteht aber seine Arbeit so gut, daß ihm bisher noch nie ein solches Versehen passiert ist.

Nun wirft er nochmals einige Hände voll Salz in den Kessel. Diesen Vorgang bezeichnet er als das Ausschleifen der Seife. Denn das Salz zieht in den nächsten sechsunddreißig Stunden, in denen die Seife zugedeckt stehenbleibt, noch soviel Wasser aus der dickflüssigen Seifenmasse heraus, daß ihr Fettgehalt von etwa 50 Prozent auf 65 Prozent ansteigt. Soviel muß sie haben, wenn sie als gute Feinseife gelten soll.

Am übernächsten Morgen wird dann die noch warme und flüssige Seife durch einen Siebkorb hindurch aus dem Kessel abgepumpt.

Ein langer Weg durch heiße Luft

Zu Hause machten wir es einfach. Wir ließen die Seife kalt und fest werden, dann schnitten wir sie in Stücke. Die Stücke aber waren leicht, weil Luft in feinsten Bläschen verteilt in ihnen enthalten war. Zum Trocknen mußten wir sie längere Zeit liegenlassen. Hier im Betrieb haben die Techniker einen Trockenschrank gebaut. Darin wird die Seife in fünfunddreißig Minuten so hart und trocken, wie man sie haben will.

Wir betreten den Trockenraum durch eine seitliche Tür und stehen vor einem großen finsternen Kasten.

Etwa zehn Meter lang und drei Meter hoch ist der Trockenschrank. Über uns dröhnt und faucht es laut in dicken Rohren. Nirgends ist jemand zu sehen.

Eine schmale Eisentreppe führt neben dem Trockenschrank in die Höhe. Von oben winkt ein Arbeiter uns heran. Schnell klettern wir die Stufen hinauf und sehen, wie die flüssige Seife aus einem Rohr auf zwei Walzen fließt. Sie hat immer noch eine Temperatur von etwa 75 Grad.

Die beiden dicken Walzen aus Stahl drehen sich gegeneinander und quetschen den Seifenbrei zwischen sich hindurch. Wir erfahren, daß durch die Walzen innen ständig kaltes Wasser fließt zum Kühlen der Seife.

Der Arbeiter steigt mit uns hinunter und öffnet die erste Tür des großen Trockenschanks. Ein warmer Wind weht uns entgegen, denn durch den Trockenschrank wird Luft von etwa 43 Grad geblasen. Transportbänder laufen in fünf Etagen übereinander hin und her durch den Schrank.

Auf das oberste Band fällt die Seife jetzt in der Form von dünn gewalzten Bändern. Wie Hobelspäne sehen sie aus. Seifenspäne heißen sie.

Fünfmal wandern sie durch die warme Luft des Trockenschanks hin – her – hin – her – hin. Dann fallen sie auf der untersten Etage am Ende des Schrankes in einen Holzkasten. Der Arbeiter hebt den Deckel des Kastens auf. Jetzt fühlen sich die Späne völlig trocken an. Wir werfen sie zurück in

den Kasten. Wenige Sekunden später fliegen sie über unsere Köpfe hinweg durch dicke Rohre über den Hof ins Nachbarhaus. Ein Luftstrom trägt sie davon.

Und da haben wir auch den Krachmacher entdeckt. Der Exhaustor ist es. Er erzeugt den Luftstrom und transportiert die Seifenspäne schnell und ohne menschliche Arbeitskraft.

Aus den Seifenspänen müssen nun die Seifenstücke geformt werden. Das wollen wir uns ansehen. Doch etwas Wichtiges fehlt noch dazu. Die Seifenspäne haben noch den typischen Eigengeruch der Seife. Wir wissen, daß er überdeckt werden muß. Irgendwo im Betrieb muß ihnen also Parfüm zugesetzt werden.

Beim Parfümeur

Tatsächlich spielt das Parfüm bei VEB Steckenpferd eine große Rolle. Es bestimmt zwar nicht die Qualität der Seife, aber ein angenehmer Duft erhöht natürlich den Wert. Darum gibt es im Betrieb einen Hexenmeister, der in seiner Parfümküche die wunderbarsten Düfte braut. Es ist der Parfümeur.

Sein bedeutendstes Werkzeug ist die Nase. Das heißt nicht, daß er eine besonders große Nase haben muß. Er muß nur gut riechen können. Feinste Duftunterschiede muß er feststellen und sich mer-

ken können, denn er hat in seinem Labor mit etwa zweihundert verschiedenen Riechstoffen zu tun. Auf dem langen Tisch stehen in einem Stufenregal viele Reihen brauner Glasflaschen oder Flaschen aus verzinnemtem Metall.

Wir lesen einige Namen auf den Schildern. „Lavendelöl“, „Fichtennadelöl“, und an der dritten Flasche lesen wir: „Patschuliöl“.

Der Parfümeur belehrt uns, daß es aus China stammt.

Dann kaufen wir wohl Riechstoffe aus dem Ausland?



Der Parfümeur bestätigt das. Einer der kostbarsten Riechstoffe, das Rosenöl, wird aus Bulgarien eingeführt. Um 1 Kilogramm von diesem duftenden Öl zu gewinnen, müssen 6 Tonnen Rosenblüten verarbeitet werden.

So viele Rosen können wir uns gar nicht vorstellen. Vielleicht aber können wir uns einen Berg von 6 Kilogramm Rosenblüten denken. Daraus entsteht nur die winzige Menge von 1 Gramm Rosenöl.

Nun wundern wir uns auch nicht mehr, als wir hören, daß ein Gramm dieses kostbaren Riechstoffes 4 Mark kostet. Für 1 Kilogramm müssen 4000 Mark bezahlt werden.

Das Rosenöl ist aber noch nicht einmal der teuerste Riechstoff. Vom Veilchenblätteröl zum Beispiel kostet 1 Kilo 6000 Mark und vom Veilchenblütenöl sogar 18000 Mark.

Für die Seifen sind diese echten Riechstoffe aber zu kostbar. Die Seifen würden zu teuer. Die Chemiker in den Parfümfabriken haben deshalb künstliches Rosenöl und andere künstliche Riechstoffe entwickelt. Sie duften fast ebenso wie die echten und sind viel billiger.

Ein Riechstoff allein ist aber noch kein Parfüm. Er kann sogar sehr unangenehm riechen, rauchig, erdig oder holzig. Erst in der richtigen Zusammensetzung entfalten mehrere Riechstoffe einen angenehmen Geruch.

Solche guten Duftkompositionen zu finden, ist die Aufgabe des Parfümeurs.

Auf dem Wege zum Betrieb ist dem Parfümeur ein guter Einfall gekommen – eine Duftidee. Nun steht der Parfümeur vor seinem Flaschenregal und wählt aus. Er öffnet die Fläschchen, riecht einzeln daran und nickt zufrieden. Das müßte klappen.

Der erste Versuch beginnt.

Vorsichtig werden aus den ausgesuchten Flaschen wenige Tropfen von jeder Sorte in ein kleines Glasgefäß gegeben, ja, vielleicht genügt von dem einen Öl nur ein Tropfen. Der Parfümeur merkt sich dabei gut, wie viele Tropfen er von jeder Sorte verwendet hat.

Nun kommt die erste Riechprobe. Ein schmaler Riechstreifen aus weißer Filterpappe wird eingetaucht. Prüfend hält ihn der Parfümeur unter seine Nase. Er wiegt den Kopf: So ganz entspricht die Mischung noch nicht seiner Geruchs-idee.

Der Streifen bekommt einige Notizen über die verwendeten Riechstoffe und wird auf einem Ständer frei aufgestellt.

Das Probieren geht weiter. Oft werden sieben, zehn oder gar fünfzehn Riechstoffe gemischt. So reihen sich schließlich mehrere Riechstreifen auf dem Ständer nebeneinander. In Abständen von dreißig oder sechzig Minuten prüft sie der Meister mit seiner Nase der Reihe nach durch, bis er keinen Duft mehr wahrnehmen kann. Dann sind die flüchtigen Riechstoffe in der Luft verflogen.

Einen Streifen hat er ausgewählt. Diese Duftkomposition erscheint ihm am geeignetsten. Nach den

Angaben auf dem Riechstreifen stellt er einen neuen Ansatz aus einigen Gramm der Riechstoffe zusammen.

Dann muß er allerdings Geduld haben, denn dieser Grammversuch muß zwei bis vier Wochen stehenbleiben, ehe weiter mit ihm gearbeitet werden kann. Wenn wir es fachmännisch ausdrücken wollen, müssen wir sagen: Er muß reifen.

Hat sich der Duft in dieser Zeit nicht verändert, werden die Versuche mit dieser Probe fortgesetzt. Die neue Mischung wird auf Hitzebeständigkeit geprüft. Sie muß Temperaturen bis 65 Grad gut vertragen können, ohne sich zu verändern.

Wenn das neue Parfüm diese Probe bestanden hat, beginnt die richtige Produktion immer noch nicht. Das Risiko wäre zu groß. Man probiert das neue Parfüm erst einmal an einer kleinen Menge aus, an einem Kilogramm Seife.

Dafür gibt es eine besondere kleine Produktionsanlage. Aus ihr kommen nur kleine Probestückchen heraus. Sie werden von Fachleuten aus der Produktion und vom Handel ausprobiert und beurteilt.

So vergehen mehrere Wochen, bis endlich das neue Parfüm einer Seifensorte beigemischt werden kann.

Im Parfümkeller des Betriebes wird das neue Parfüm in großen Mengen hergestellt.

Alle Wände sind hier mit hellen Fliesen verkleidet. In großen Glasflaschen und silbern glänzenden

Fässern werden zwanzig, fünfzig oder mehr Kilo von einem Riechstoff aufbewahrt.

Der Kellermeister freut sich schon auf das neue Rezept und beginnt mit der Arbeit. Die Riechstoffe werden jetzt nach Kilogramm abgewogen, in ein viereckiges Steinbecken geschüttet und gut durchgerührt. Im Raum entfaltet sich ein so starker Duft, daß es schon beinah nicht mehr gut riecht.

Die Mischung ist beendet. Nun muß natürlich auch dieser Ansatz drei bis vier Wochen reifen. Eine Reihe dunkelbrauner Steingutbehälter steht dazu bereit. Jedes Gefäß kann 500 Kilogramm Parfüm aufnehmen. Diese Menge reicht für 50000 Kilogramm, also für 500000 Stück Feinseife.

Soviel Parfüm könnte nach längerer Zeit verderben. Es ist nämlich meist empfindlich gegen Temperaturwechsel und gegen Tageslicht. Im Keller hier herrscht aber das ganze Jahr über annähernd die gleiche Temperatur, und das Tageslicht ist ausgesperrt. Zwei bis drei Jahre könnte es hier unten aufbewahrt werden. Aber dazu kommt es gar nicht. Inzwischen ist alles Parfüm in die Seife gemischt worden, und ein neuer großer Ansatz muß bereitet werden.

Uns ist nun aber noch unklar, wie das flüssige Parfüm mit den harten Seifenspänen vereinigt werden kann, so daß die bekannten wohlriechenden Seifenstücken entstehen. Dazu müssen wir uns die Pflanzstraße ansehen.

An der Piliierstraße

Eine Straße ist sie ja nun eigentlich nicht. Wie könnte auch eine Straße in einem Hause sein? Denn sie beginnt in dem langen Raum mit den hellen Fliesen vorn am Fenster und endet hinten an der Wand, wo eine Tür in den Packraum führt.

Für die Seife aber ist es doch eine Straße, ein ununterbrochener Weg durch Maschinen und über Transportbänder, ein Weg, auf dem die Seife von den Spänen zum fertigen Stück wird. Nur am Anfang und am Ende stehen Menschen, sonst läuft alles automatisch.

Zur Piliierstraße kommen die Seifenspäne über die automatische Waage.

Sie sieht aus wie ein viereckiger Blechkasten, der mit Rollen an zwei Stahlschienen hängend hin- und herläuft.

Der Maschinenführer schiebt sie unter die Öffnung eines Transportkanals. Ein kleiner Stift ist dabei eingedrückt worden und hat den Motor für die Transportschnecke eingeschaltet. Sie bringt nun die Seifenspäne heran, und lautlos rutschen sie in die Waage. Wir ahnen es nur, sehen können wir nichts.

Auf einmal bewegt sich der Zeiger an der Seite der automatischen Waage. Er steigt auf 85–90–100 Kilo. Aus!

Durch den Zeigerausschlag ist ein anderer Stift eingedrückt worden, der den Motor der Transport-

schnecke wieder ausschaltete. Nun fallen keine Seifenspäne mehr in die Waage.

Das ist eine feine Einrichtung; der Maschinenführer braucht nicht neben der Waage stehenzubleiben, um sie bei 100 Kilo abzuschalten. Er hat in der Zwischenzeit in einem Meßzylinder eine dunkelgelbe Flüssigkeit abgemessen – das Parfüm – und auf einer gewöhnlichen Kaufmannswaage eine Schale mit weißem Pulver ausgewogen.

Nun muß er die Waage nur über die Öffnung des Mischers schieben und die Bodenklappe der Waage öffnen, dann fallen die Seifenspäne in den Mischer.

Die Seifensorte, die heute „gefahren“ wird, ist die bekannte Lilienmilchseife. Deshalb wird aus dem Meßzylinder das Lilienmilchparfüm über die Späne gegossen und das weiße Pulver aus der Schale darübergeschüttet. Durch dieses weiße Pulver wird die Seife aufgehellt, damit sie schön weiß aussieht wie Lilien.

Bei anderen Seifensorten wird an Stelle des Bleichmittels Farbstoff zugesetzt, damit die fertige Seife dann gelb, blau, rosa oder grün aussieht.

Mit schnellen Griffen schließt der Arbeiter den Deckel des Mischers und schaltet ein. Rührarme mischen nun in der Trommel acht bis zehn Minuten lang alles durcheinander. Der Maschinenführer drückt auf einen Knopf, dreht an einem Rad – und schon wandert die grob gemischte Seife, die jetzt krümelig ist und wie ungebackene Streusel aus-

sieht, auf einem Transportband in die nächste Maschine, in den Pilierer.

Pilieren ist ein Fremdwort und heißt so viel wie bearbeiten. Daher hat die Maschine ihren Namen erhalten, und nicht nur die Maschine, auch die gesamte Produktionsstraße.

Es ist nicht leicht, in den Pilierer hineinzusehen. Trotzdem erkennen wir einige Walzen und Pressen, zwischen denen die Seife hindurchgequetscht wird, bis sie wie eine zwei bis drei Zentimeter dicke Kuchenteigplatte aussieht. Bevor sie aus dem Pilierer herauskommt, wird sie durch Messer in lange Streifen zerschnitten.

Obwohl das Quetschen und Pressen die Seife zu einer einheitlichen dichten Masse machte, in der alle Zusätze gleichmäßig verteilt sind, ist sie aber immer noch nicht fest genug gepreßt.

Die Streifen zerbrechen in kurze Stücke und wandern weiter in die nächste Maschine, die einem großen Fleischwolf ähnelt. An der Vorderseite schieben sich glänzende fingerdicke Seifen „spaghetti“ aus vielen Löchern gleichzeitig heraus, brechen ab und fallen auf das nächste Transportband, das sie langsam wieder in die Höhe zum Trichter eines zweiten solchen „Fleischwolfes“ trägt.

Meister Walter von der Pilierstraße lacht natürlich, daß wir Fleischwolf sagen. Strangpressen heißen beide Maschinen. In der ersten wird die Seife vorgepreßt. Aus der zweiten kommt ein einheitlicher Strang heraus. Er wird in Stücke geschnitten, die

nun als Rohlinge schon etwa die Form haben, die die fertigen Seifenstücke erhalten.

Vor schweren, halbautomatischen Pressen sitzen Frauen in weißen Kitteln. Neben ihnen stehen die Kästen mit den Rohlingen. Stück auf Stück wird in die Presse gelegt – Stück auf Stück kommt glatt und in der endgültigen Form mit der eingepprägten Schrift wieder heraus.

Zuerst wagen wir es gar nicht, eine der Frauen anzusprechen. Sie arbeiten sehr schnell, und wenn wir die Aufmerksamkeit einer Frau von ihrer Arbeit ablenken, könnte sie vielleicht mit der Hand unter die Presse geraten.

Nachdem wir eine Weile zugeschaut haben, erkennen wir, daß durch die Konstruktion der Maschinen ein solcher Unfall ausgeschlossen wurde. Denn jede Presse hat zwei Hebel, die mit der linken und der rechten Hand gleichzeitig bedient werden müssen.

Der Rohling wird aufgelegt. Mit jeder Hand zieht die Arbeiterin je einen Hebel an beiden Seiten der Presse, dann saust der eiserne Stempel auf die Seife und schnellt sofort wieder in die Höhe. Das fertige Stück kann abgenommen werden.

Wir müssen schreien, um uns verständlich zu machen, denn die sechs Pressen verursachen einen ungeheuren Lärm. Es geht Schlag auf Schlag, und jeder Schlag ist ein harter metallener Knall.

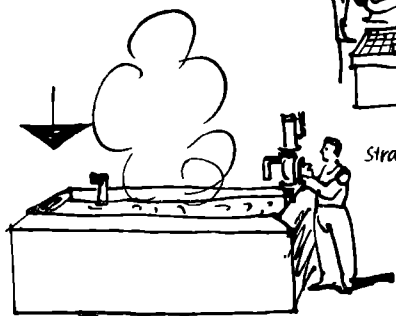
Wir erfahren, daß die Norm für jede Presserin 882 Stück pro Stunde sind. Schnell rechnen wir: In



Packmaschine



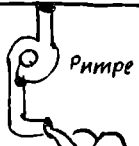
Seifenpresse



Siedekessel



Strangpresse



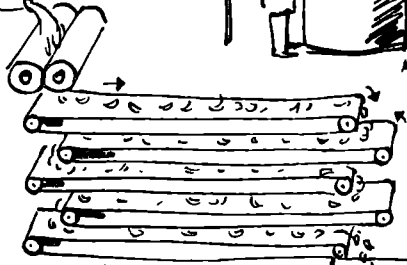
Pumpe



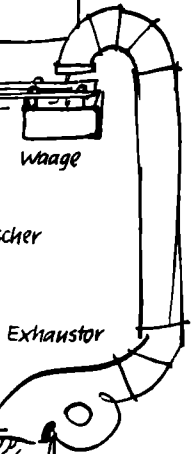
Mischer



Waage



Trockenschrank



Exhaustor



einer Minute sind das beinahe 15 Stück, da bleiben für jedes Stück nur etwa 4 Sekunden. Ein tolles Tempo, finden wir.

Frau Hermann lacht, und während sie dabei weiterarbeitet, erzählt sie uns, daß die Kolleginnen mit der Norm nicht zufrieden sind. 120, ja sogar 130 Prozent wollen sie schaffen. Das wären über 1100 Stück Seife in jeder Stunde von nur einer Arbeiterin.

Wenn wir dann wieder zu Hause sind, müssen wir das noch ausrechnen. Wieviel schafft eine Arbeiterin in einer Schicht von sieben Stunden? Wieviel pressen dann alle sechs Arbeiterinnen in einer Schicht? Das wird Zahlen geben!

Plötzlich steht die Laborantin, die wir ja schon kennen, neben uns. Sie nimmt sich drei der fertigen Seifenstücke aus der Kiste und legt sie zu den Rohlingen, die sie bereits in ihrem Kästchen hat. Die Stücke werden nochmals auf Alkaligehalt und Fettanteil untersucht, und auch das Gewicht wird überprüft.

Erst wenn die Ergebnisse im Labor mit allen Vorschriften übereinstimmen, darf die Seife dieses Suds den Betrieb verlassen.

Damit wäre eigentlich die Produktion der Seife beendet. Sie könnte verkauft werden. Aber zu einer guten Seife gehört auch eine gute Verpackung – nicht nur, weil das schöner aussieht, sondern auch, weil sie dadurch vor Schmutz und Beschädigung geschützt wird und den Duft besser erhält.

Bunte Wickler und Faltkartons

Die Packmaschine steht im Raum neben der Pflanzstraße, in der Konfektionierung.

Die Abteilung heißt so, weil hier die Seife endgültig fertiggemacht wird zum Verlassen der Produktionsstätte. Konfektion bedeutet eigentlich soviel wie industrielle Fertigung. Die Bezeichnung wurde dann aber hauptsächlich für die Bekleidungsindustrie verwandt, und hier wird die Seife gewissermaßen bekleidet.

Zwei Arbeiterinnen sind damit beschäftigt, die Stücke in einer langen Reihe hintereinander auf das schmale Transportband zu legen, das in die Maschine hineinführt. Die Maschine faucht immer leise vor sich hin, als wenn ein Mensch nach einem raschen Lauf stoßweise atmet. Phh – h – phh – h – phh – h . . .

Bei jedem „Atemzug“ wird ein Stück Seife mitsamt dem Einwickelpapier, dem bunten Wickler, emporgehoben. Dabei legt sich das Papier um das Stück herum. Auf dem weiteren Weg werden die beiden Seiten durch besondere Schienenführung zusammengefaltet und gleichzeitig verklebt.

Etwa 3600 Stück Seife wandern in einer Stunde durch die Maschine. Und acht Arbeiterinnen werden noch benötigt, die die eingewickelten Seifenstücke vom Band herunternehmen und in kleine Faltkartons stecken.

Nicht immer gab es diese mechanisierte Verpack-

kung. Früher, als der Betrieb noch nicht volkseigen war, saßen die Frauen an langen Tischen und mußten Stück für Stück mit der Hand einwickeln. Das war anstrengend und ermüdend. Trotz aller Mühe wurden von einer Arbeiterin nur etwa 150 Stück Seife in einer Stunde verpackt.

Acht Frauen haben demnach früher rund 1200 Seifenstücke in einer Stunde gewickelt und geschachtelt. Heute werden die acht Frauen zwar auch noch gebraucht, aber weil ihnen die Maschine die Arbeit erleichtert, können sie nun das Dreifache schaffen.

Noch schöner wäre es ja, meinen die Steckenpferdarbeiterinnen, wenn sie auch eine Maschine für die Verpackung in die Faltkartons hätten.

Wer weiß, vielleicht steht diese Maschine schon bald hier?

Schneller, besser, billiger

Ganz bestimmt sogar wird in absehbarer Zeit im Betrieb manches anders aussehen als heute. Das verrät uns der Arbeitsdirektor. Denn auch im Steckenpferdbetrieb überlegen die Betriebsangehörigen, wie ständig mehr Seife hergestellt und dabei die Arbeit verbessert und vereinfacht werden könnte. Sie sprechen von Mechanisierung, von den Aufgaben der Standardisierung, von Rekonstruktion.

Das sind alles schwierige Begriffe, die wir zwar schon gehört haben, unter denen wir uns aber nichts vorstellen können.

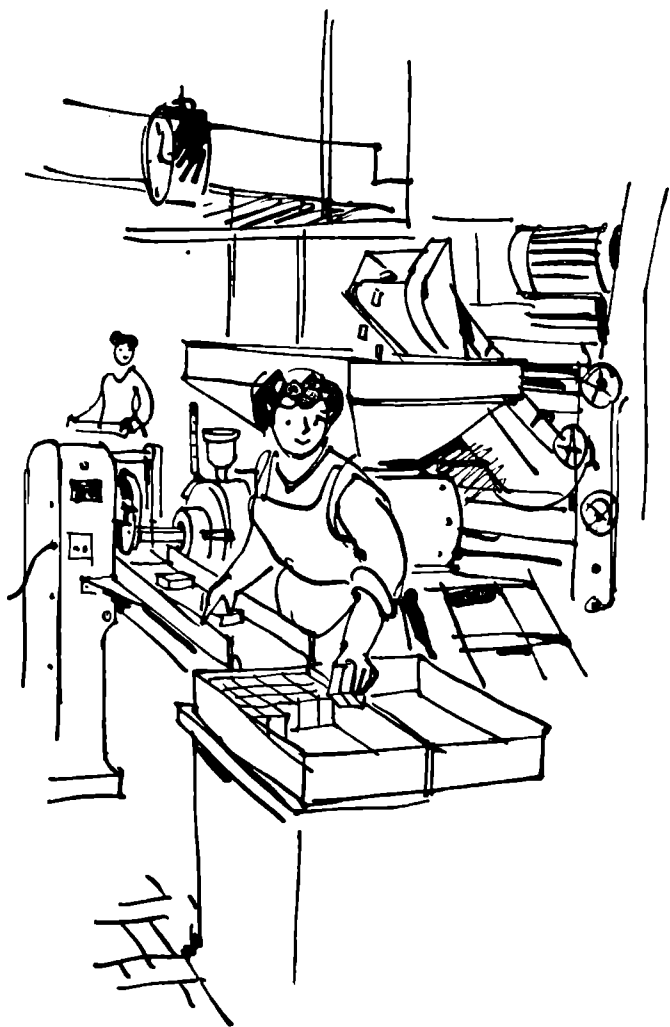
Der Arbeitsdirektor des VEB Steckenpferd hilft uns, diese Begriffe verstehen zu lernen. Er erzählt uns einige Beispiele dazu aus dem Betrieb.

Immer wieder geht es darum, die Menschen von schwerer körperlicher Arbeit zu befreien, ihnen die Arbeit zu erleichtern, dabei aber mehr und bessere Waren herzustellen. Das ist natürlich nur mit Hilfe der Technik möglich. Überall sollen Maschinen eingesetzt werden, um die Handarbeit abzulösen. Auch in der Steckenpferdfabrik soll es so sein.

Der Arbeitsdirektor erzählt uns beispielsweise vom innerbetrieblichen Transport. Früher, noch bis 1954, war es eine große Belastung, wenn die Arbeiter die Zwischenprodukte von einem Arbeitsgang zum anderen bringen mußten. Wie viele Arbeitskräfte wurden dafür zusätzlich gebraucht! Die Kisten, die dabei getragen werden mußten, waren sehr schwer, für Frauen viel zu schwer.

Vieles ist inzwischen auf diesem Gebiete schon geändert worden. Auf Transportbändern gleiten die schweren Kisten mit Waschseife von einer Arbeitskraft zur anderen, bis sie fertig sind zum Versand. Niemand braucht sie mehr zu tragen. Wo sie gehoben werden müssen, stehen Hebezeuge oder Aufzüge.

Aber es muß noch mehr geschehen. Jetzt ist es noch so, daß die Frauen an den halbautomatischen



Pressen am Ende der Pflasterstraße die fertigen Stücke in flache Kästen legen. Die Kästen werden von Transportarbeitern auf einen Karren gestapelt und zur Packmaschine gefahren.

Bald aber werden die Seifenstücke den Weg von der Presse auf einem Transportband zurücklegen und von da aus sofort in die Packmaschine hineinwandern. Transportarbeiter werden nicht mehr nötig sein. Nur eine Arbeiterin oder ein Arbeiter wird das Transportband überwachen, damit keine Stockung entsteht.

Ein anderes Beispiel für die Mechanisierung haben wir schon bei der Besichtigung der Packmaschine kennengelernt. Dreimal mehr schaffen die Arbeiterinnen mit Hilfe dieser Maschine. Und bei der verdreifachten Leistung ist für sie die Arbeit nicht schwerer, sondern leichter geworden.

Das sind also Beispiele für Mechanisierung. Es kommt darauf an, durch Einsatz von mechanischen Arbeitsgängen mehr zu leisten und dabei weniger menschliche Arbeitskraft aufzuwenden.

Mit der Maschine werden die Lilienmilchseife, die Kinderseife, die Palmseife und alle die Sorten gepackt, die die gleiche rechteckige Form haben.

Es gibt aber auch Sorten, deren Stücke rund und dick sind. Sie passen nicht durch diese Maschine.

Die Sorte „Talisman“ ist stattdessen in Zellophanpapier verpackt.

Dafür gibt es im Betrieb halbautomatische Maschinen. Mit ihnen können längst nicht so viele Stücke

in einer Stunde zellophaniert werden, wie mit der anderen Packmaschine eingewickelt werden können.

An jeder Maschine muß eine Kollegin Stück auf Stück einzeln in eine Vertiefung legen. Einige Hebelbewegungen bewirken, daß das Seifenstück in das Innere der Maschine sinkt, dort mit einem feuchten Zellophanpapier straff umspannt wird und eingewickelt wieder oben auf dem Tisch der Maschine erscheint. Eine zweite Kollegin dreht die Enden auf der gefalteten Seite fest zusammen und kneift sie mit einer Spezialzange ab. Damit die Verschlußstelle nicht häßlich aussieht, wird noch eine Marke darüber geklebt.

Die Zellophanierung hat den Vorteil, daß die Seife ihren Duft besonders gut behält und daß der Käufer im Laden das Stück richtig sehen kann. Trotzdem wird der Steckenpferdbetrieb den größeren Teil seiner Produktion in der Form des rechteckigen, in Wickler und Faltschachteln verpackten Stückes herausgeben. Es wird das Standardstück sein. Denn mit der Packmaschine für diese Stücke kommt der Betrieb stärker als mit der anderen Methode von der alten Art der Handpackerei ab. Das Standardstück wird es erlauben, die Feinseifenproduktion zu steigern, ohne mehr menschliche Arbeitskraft dafür aufzuwenden.

So sind wir unversehens von der Frage der Mechanisierung in das Problem der Standardisierung hineingeraten.

Viele Seifensorten werden deshalb die Standardform haben, so daß sie alle von derselben Packmaschine verpackt werden können.

Die Standardisierung beeinträchtigt nicht die Qualität der Seife, nicht ihren Duft und nicht ihre Farbe. Sie beeinflußt nur die äußere Form und hilft dadurch sehr wesentlich, die Produktion zu vereinfachen, zu verbessern und dabei zu steigern.

Das eine Beispiel läßt uns erkennen, daß die Standardisierung eng mit der Mechanisierung zusammenhängt. Beide beeinflussen und bedingen sich gegenseitig.

Der Arbeitsdirektor erzählt uns weiter, daß zu den beiden Begriffen noch der dritte der sozialistischen Rekonstruktion hinzukommt, der beim Aufbau unserer sozialistischen Wirtschaft eine große Rolle spielt.

Daß Konstruieren etwas mit Bauen zu tun hat, wissen wir. Eine große Brücke, ein Turmdrehkran müssen konstruiert werden, bevor sie gebaut werden können.

Wenn in unserer Republik jetzt ein neues Werk aufgebaut wird, wie etwa das Erdölkombinat Schwedt oder das Braunkohlenkombinat „Schwarze Pumpe“, wird es natürlich nach den neusten Methoden der modernen Produktion errichtet.

Die vielen alten Betriebe aber, die noch nach kapitalistischen Verhältnissen eingerichtet sind, sollen auch auf moderne Weise produzieren. Deshalb muß man sie umbauen, muß ihre Produktion

neu gestalten. Man muß die Betriebe rekonstruieren.

Eine wichtige Rolle spielt vor allem das Festsetzen des Sortiments, das heißt die Auswahl der verschiedenen Produkte, die in einem Betrieb hergestellt werden sollen.

Bis jetzt ist es in vielen Seifenfabriken so, daß neben mehreren Seifensorten noch eine Menge andere Dinge hergestellt werden. Sie alle werden unter dem Namen „kosmetische Artikel“ zusammengefaßt. Dazu gehören Parfüm, Hautcreme, Gesichtswasser, Rasierwasser, Haarwasser und manches andere.

Betrachten wir einmal diese Dinge alle nebeneinander in einem Fachgeschäft.

Da stehen die Parfümfläschchen. Einige sind lang und dünn, andere klein und rund, wieder andere sind eckig. Fast alle haben eine kleine Öffnung, die mit einem Schraubdeckel verschlossen ist. Daneben ist die Reihe der Rasierwasserflaschen aufgebaut. Sie sind im allgemeinen größer als die Parfümfläschchen. Bei den Gesichtswasserflaschen gibt es große und kleine, mit dicken oder dünnen Verschlüssen.

Nicht ganz so bunt, aber auch recht abwechslungsreich sieht es bei den Hautcremes aus. Verschiedene Sorten werden in Dosen angeboten, die entweder mit einem Schraubdeckel verschlossen sind oder mit einem glatten Deckel zum Aufsetzen, andere haben einen Platedeckel. Viele Cremesor-



ten werden in Tuben verkauft. Sie müssen anders abgefüllt werden als die Cremesorten in Dosen. Da sind wir bei einem wichtigen Punkt angelangt: Wenn ein Betrieb alle Artikel von der Seife über die Creme bis zum Haarwasser produziert, muß er die unterschiedlichsten Arten der Herstellung und der Verpackung anwenden. Für jeden Artikel braucht er eine besondere Produktionsanlage, er

muß über eine Vielzahl von Rezepten verfügen, muß die verschiedenen Rohstoffe beschaffen und muß schließlich für jeden Artikel eine eigene Methode der Verpackung entwickeln. Natürlich gibt es für alle Arbeitsgänge entsprechende Maschinen oder technische Anlagen. Aber die können gar nicht alle in einem Betrieb vorhanden sein. So muß noch vieles mit der Hand ausgeführt werden.

Es gibt aber auch Betriebe, die sehr gute technische Ausrüstungen haben. Weil sie aber nicht von jedem einzelnen Artikel große Mengen herstellen können, stehen manche Maschinen mitunter längere Zeit still. Die technischen Anlagen sind dort nicht genügend ausgenutzt, während in anderen Betrieben die entsprechenden Arbeiten mit der Hand ausgeführt werden müssen. Dadurch wird die Produktion letzten Endes unrentabel.

Deshalb haben sich in unserer Republik alle Betriebe, die Seifen und kosmetische Artikel herstellen, zusammengesetzt und beschlossen, im Rahmen der sozialistischen Rekonstruktion ihre Sortimente zu bereinigen.

Die zu umfangreichen Sortimente der einzelnen Betriebe sind Reste der kapitalistischen Produktionsweise. Jeder kapitalistische Betrieb wollte möglichst viele Artikel auf den Markt bringen, um sich im Konkurrenzkampf zu behaupten. Den Kapitalisten war es gleichgültig, ob es die Arbeiter leicht oder schwer haben, ihnen ging es nur um ihren Verdienst.

Wir kennen keine Konkurrenz zwischen den volkseigenen Betrieben. Wohl wetteifern sie auch um die beste Planerfüllung, aber sie streben nicht um des eigenen Verdienstes willen vorwärts, sondern um des großen Zieles willen, das vor allen steht: Die Verbesserung des Lebensstandards aller Werktätigen.

Warum sollen sich da die Betriebe eines Produktionszweiges nicht zusammentun und ihre Sortimente gemeinsam festlegen?

Für den VEB Steckenpferd bedeutet das, daß der Betrieb am Ende der Umstellung nur noch dreizehn verschiedene Artikel erzeugen wird. Bisher sind es dreiundsechzig!

Der Steckenpferdbetrieb wird hauptsächlich die Artikel weiter herstellen, für die er die besten technischen Einrichtungen besitzt.

Schon jetzt produziert er beispielsweise Rasierwasser nicht mehr. Das haben andere Betriebe übernommen, die dafür günstiger mit Maschinen ausgerüstet sind.

Die einzelnen Betriebe dieses einen Produktionszweiges werden sich mehr und mehr auf bestimmte Dinge spezialisieren und eine Art Arbeitsteilung untereinander einführen. Sie tauschen ihre Erzeugnisse so aus, daß günstigere Produktionsmöglichkeiten entstehen.

Wir brauchen keine Angst zu haben, daß wir etwa weniger Haarwasser oder weniger Feinseife zu kaufen bekämen. Im Gegenteil, jeder Betrieb wird

von dem, was er dann erzeugt, mehr herstellen als vorher mehrere Betriebe zusammen, denn jeder Betrieb wird vollmechanisiert arbeiten können.

Das ist ein großes Programm, das im Rahmen der sozialistischen Rekonstruktion, der Standardisierung und Mechanisierung der Betriebe verwirklicht werden soll. Es läßt sich nicht in einem Jahr durchführen, aber in drei, vier oder fünf Jahren wird dieser gesamte Produktionszweig umgestellt, also rekonstruiert sein.

Der Steckenpferdbetrieb wird hauptsächlich ein Betrieb für Feinseifen werden. Mit seiner Produktion wird er einen großen Teil des Bedarfs unserer Bevölkerung an den guten Luxusseifen und den noch besseren Superluxusseifen decken. Allerdings wird die Waschseifenproduktion auch weitergehen.

Export – Export – Export

Die Waschseife ist von allen Steckenpferderzeugnissen der wichtigste Exportartikel. Durch sie wurde der VEB Steckenpferd in aller Welt bekannt.

Beim Einkaufen haben wir allerdings noch nie Waschseife von Steckenpferd erwischt.

Jetzt erfahren wir den Grund dafür: Alle Waschseife, die hier hergestellt wird, geht ins Ausland, wird exportiert.

Erst 1955 begann das Exportgeschäft, als auf der Leipziger Messe zwei holländische Exportkaufleute erstmalig Steckenpferdseife bestellten, um sie nach afrikanischen Staaten weiterzuverkaufen.

Bald wurde es bekannt, daß der VEB Steckenpferd zuverlässig arbeitet und Kundenwünsche erfüllt, auch wenn sie mitunter noch so ausgefallen sind. Das Vertrauen der ausländischen Käufer wuchs.

Heute werden Steckenpferderzeugnisse in rund fünfundzwanzig Länder der Erde exportiert. Sie werden nach Ghana, Guinea, Kongo, Sierra Leone, Mombasa, Äthiopien, Tanganjika, Madagaskar, Kuwait und der VAR geliefert. Auch nach Griechenland und Bulgarien, der mongolischen Volksrepublik und nach vielen Staaten Mittel- und Südamerikas, wie Haiti, den Kleinen Antillen oder Chile, wird die Steckenpferdseife verschickt.

Aber nicht nur die Waschseife wird exportiert, sondern auch Feinseifen gehen ins Ausland und manche Spezialseifen. Besonders begehrt ist in den westafrikanischen Staaten die Karbolseife.

Wir nehmen ein Stück dieser rötlichen Seife in die Hand. Ihr Geruch erinnert an Krankenhaus. Das kommt vom Karbolzusatz. Er soll die Haut stärker vor Bakterien schützen, als normale Feinseife es kann.

Solch eine desinfizierende Seife ist wichtig für die Menschen, die in der Nähe des Äquators wohnen und durch die klimatischen Verhältnisse stärker den vielen Infektionskrankheiten ausgesetzt sind.

Der Karbolgeruch haftet auf der Haut und schreckt lästige Mücken und andere Insekten ab, die in den tropischen Gegenden sehr gefährlich werden können.

Der VEB Steckenpferd ist neben einer englischen Firma der einzige Betrieb, der Karbolseife herstellt. Er hat diese Aufgabe besonders gern übernommen, weil er dadurch mit dazu beitragen kann, daß die jungen afrikanischen Nationalstaaten vom kapitalistischen Weltmarkt mehr und mehr unabhängig werden.

Werkleiter Blochwitz flog im Auftrag unseres Staates nach Ghana und Guinea. Hier schloß er direkt mit den einzelnen Handelsgesellschaften Verträge ab. Dadurch ist es nun möglich, daß die DDR die Seife unmittelbar nach diesen Staaten schickt, ohne daß irgendein Kolonialherr sich noch einschalten kann. So wird die Selbständigkeit dieser jungen Staaten gefördert.

Und die afrikanischen Bürger nehmen die Gelegenheit gerne wahr, sich vom kapitalistischen Weltmarkt zu lösen. Während im Jahre 1960 beispielsweise 3000 Kisten Seife nach Ghana geliefert wurden, sind es 1961 bereits 8000 Kisten, und 1963 sollen es 11000 Kisten sein.

Wir freuen uns darüber, daß unsere „Steckenpferde“ in der Welt so bekannt werden. Die Kollegin der Exportabteilung muß uns aber ein wenig enttäuschen, denn das Steckenpferdzeichen ist auf den meisten Seifensorten nicht eingeprägt. Die

ausländischen Kaufleute, die beim Steckenpferdbetrieb Seife bestellen, haben bestimmte Wünsche. Oft wollen sie, daß ihre eigenen Namen eingeprägt werden, damit die Kunden in ihrem Land immer wieder zu ihnen kaufen kommen.

An Stelle der Steckenpferde erkennen wir zum Beispiel auf einem Seifenstück einen kleinen Mann. Er zieht gerade seinen Hut zum Gruß. Daneben steht in englischer Sprache: „Get all your Requirements from Michel Aboud and Sons, Freetown.“ Das heißt etwa so: „Kauft alles, was ihr braucht, bei Michel Aboud und Söhnen, Freetown.“

Freetown ist die Hauptstadt von Sierra Leone in Westafrika. Dieses Land war bis vor kurzer Zeit eine englische Kolonie. 1961 wurde es selbständig. Die Bevölkerung aber spricht noch englisch. Deshalb wurde die Aufschrift auch in englischer Sprache auf die Seife geprägt.

Die Käufer aus Ghana wünschen als Prägebild auf der Seife einen Wasserhahn, aus dem zwei Wassertropfen fallen. Dadurch soll jeder Ghanese beim Waschen an die Fortschritte im Land erinnert werden.

Jawohl – eine Wasserleitung mit einem Wasserhahn bedeutet für dieses Land eine große Errungenschaft. Bisher konnte sich unter der Herrschaft der Kolonialisten das Land nicht nach den Bedürfnissen der Bevölkerung entwickeln. Wasserleitungen waren nur für die weißen Kolonialherren da.

Nun aber sind die Ghanesen frei und bauen ihr Land selbständig auf. Dazu gehört auch, daß überall für die Bevölkerung Wasserleitungen mit sauberem Wasser gelegt werden.

In anderen Ländern verlangen die Kaufleute besondere Schutzmarken auf der Seife, damit diese nur in ihrem Lande verkauft wird. So haben die Stücke, die nach Äthiopien exportiert werden, zwei gekreuzte Schlüssel mit der Aufschrift: „DOUBLE KEY“.

Ein Kaufmann in Sierra Leone wünscht Seifenstücke mit drei Palmen und einem Schaf als Zeichen. Bei einem anderen soll eine Krone eingepreßt sein.

Aber nicht nur die Prägung wird nach den Wünschen der ausländischen Käufer hergestellt. Auch für die Verpackung werden oft besondere Forderungen vorgebracht. Meist sollen die Seifenstücke besonders schön eingewickelt sein.

Die Kinder bei uns freuen sich ja auch, wenn sie die Kinderseife von Steckenpferd in der Faltschachtel kaufen. Das Bildchen von dem kleinen Nacktfrosch, der gerade in die Wanne steigt, sehen sie sich sehr gern an. Auf der Kinderseife, die nach Guinea verkauft wird, sitzt unter dem guinesischen Wort „MPENZI“ ein kleiner Negerjunge in der Waschschüssel, der von seiner Mutter gewaschen wird.

Zwischen den bunten Papieren und den Exportseifenstücken finden wir plötzlich Luftballons –

gelbe, grüne, rote. Wieso hat Steckenpferd etwas mit Luftballons zu tun?

Da lesen wir die Aufschriften auf den Ballons: „DOUBLE KEY“, „Carbolic Soap“, „Palm Soap“ und ähnlich. Es sind dieselben Wörter wie auf den Seifenstücken.

Die Luftballons werden also mit in die Seifenkisten gepackt. Sie werden dann bei einem Händler in Afrika zwischen den Seifenstücken liegen. Und die afrikanischen Kinder freuen sich genauso wie die Kinder bei uns, wenn die Mutter vom Einkauf einen Luftballon mitbringt.

Dem VEB Steckenpferd bereiten allerdings alle diese Wünsche der ausländischen Käufer manche Sorgen. Da müssen neue Stempel für die Prägung angefertigt werden. Die Papiere für die Seifenstücke müssen entworfen und gedruckt werden. Auch die Luftballons mit den entsprechenden Aufschriften müssen extra für den Betrieb hergestellt werden.

Ein besonderes Problem ist es, für die Seife das richtige Verpackungsmaterial zu wählen. Meist sind es Kisten, in denen die Seife verschickt wird. Doch auch sie sollen den Wünschen der Kaufleute entsprechen.

Einmal, es war im Jahre 1957, gab es Schwierigkeiten, als Feinseife in arabische Länder exportiert wurde. Die Kisten müssen dort von Kamelen in das Innere des Landes transportiert werden. Die Kamelle haben aber ihre eigenen Launen. Sie tragen



zwar viel und gut, aber sie müssen gleichmäßig beladen sein. Wenn ein Kamel beim Aufstehen merkt, daß die eine Seite schwerer ist als die andere, so bleibt es liegen und läßt sich durch nichts vorwärtsbewegen.

Wie sollten die Seifenkisten, von denen jede etwa fünfzig Kilogramm wiegt, auf den Kamelen ver-

laden werden? Der Steckenpferdbetrieb hat für diesen besonderen Fall eine Lösung gefunden. Es wurden jeweils zwei Kisten mit einem Band versehen, das den Kamelen über den Rücken gelegt werden konnte. Dann hing auf jeder Seite eine gleichschwere Kiste. Die Wanderung durch die Wüste konnte beginnen.

Manche ausländischen Käufer wollen die Kisten aus möglichst gutem Holz haben. Nicht etwa, damit die Seife auf dem weiten Transport keine Beschädigung erleidet, nein, sie wollen die Kistenbretter in ihrem Land als Möbelholz verkaufen. Das ist für sie noch ein gutes Geschäft nebenbei.

Die Kaufleute aus dem Ausland nutzen jede Gelegenheit, bei der sie nebenbei Geld verdienen oder durch die sie Geld sparen können.

Ein Exportkaufmann war plötzlich nicht mehr mit der üblichen Verpackung zufrieden, bei der jeweils zwei Seifenkartons in eine Kiste gesetzt werden. Er wollte je vier dieser Kartons als Bündel ohne Kiste geliefert bekommen.

Er hatte herausgefunden, daß so der Transport über das Meer für ihn billiger wird. Die Frachtkosten auf den Schiffen sind ziemlich hoch. Da kommt es den Kaufleuten auf jeden Zentimeter Ladefläche an.

Wenn man die Kistenbretter einspart, gewinnt man bei jedem Paket einige Quadratzentimeter. Bei Hunderten von Paketen ist das schon eine beträchtliche Fläche. Außerdem ist bei der Frachtberech-

nung die Bezeichnung „Bündel“ günstiger als „Kiste“.

Der VEB Steckenpferd mußte allerdings erst eine zweckmäßige Art der Verpackung in Bündeln neu entwickeln.

So stellt der Export dem Betrieb ständig zusätzliche Aufgaben, die nicht unmittelbar mit der Seifenproduktion zusammenhängen. Diese „Nebensächlichkeiten“ kosten aber oft sehr viel Kraft und Zeit.

Alle Aufgaben müssen zum vereinbarten Termin erfüllt sein, denn die Exportware ist auf einem bestimmten Schiff gemeldet. Wenn sie zu spät im Hafen ankäme, wäre das Schiff abgefahren. Der Transportraum bliebe frei und müßte trotzdem bezahlt werden.

Die Ware könnte außerdem nicht zur rechten Zeit in das andere Land gelangen, und der Kaufmann würde das nächste Mal seine Seife vielleicht bei einem anderen Betrieb bestellen.

Das darf also nicht passieren.

Beim Steckenpferdbetrieb ist so etwas noch nicht geschehen, und wenn der Termin manchmal auch sehr drängte. Während die letzten Seifenstücke durch die Strangpresse und durch die Packmaschine liefen, wurden oft die ersten Kisten bereits in die Lastkraftwagen verladen.

Daß die Exporttermine so pünktlich erfüllt werden, ist allen Betriebsangehörigen zu verdanken. Sie wissen, worauf es ankommt, und sind bereit, wenn

es nötig ist, auch einmal nachts eine Sonderschicht zu machen. Viele Frauen, die zu Hause eine Familie versorgen müssen, sind da, wenn ein Sonder Einsatz gebraucht wird, denn sie haben die Bedeutung des Exportes erkannt.

Oft sind die Probleme gar nicht leicht zu lösen. So mußten einmal innerhalb kurzer Frist zwanzig Tonnen Feinseife hergestellt und konfektioniert werden, die nach dem Orient exportiert werden sollten.

Auf den Wunsch des Käufers wurden alle Seifenstücke in grünes Krepppapier verpackt. Die Maschinen liefen auf Hochtouren. Der ganze Auftrag hätte pünktlich erledigt werden können. Aber...

Plötzlich kam aus dem Materiallager die Meldung, daß nur noch wenig grünes Krepppapier vorhanden wäre und daß das nachbestellte nicht eingetroffen sei.

Entsetzt sahen sich die Kolleginnen an der Packmaschine an. Sollte der Liefertermin das erste Mal nicht eingehalten werden können?

Gerade in diesem besonderen Fall durfte keine Verzögerung eintreten, denn in den mohammedanischen Ländern begann in kurzer Zeit das Ramadanfest. Das Fest dauert mehrere Wochen. In dieser Zeit arbeiten die Mohammedaner nicht, und die ankommenden Schiffe werden nicht entladen.

Deshalb mußte die Seife unbedingt noch vor dem Beginn des Festes dort eintreffen.



Es gab eine kurze Beratung der Brigade unmittelbar am Arbeitsplatz. Eine der Kolleginnen hatte einen Gedanken. Weißes Krepppapier ist ja wohl noch genug vorhanden, meinte sie. Wie wäre es, wenn man es im Labor grün färbte?

Schon lief der Brigadier hinüber zum Labor. Nach kurzer Verhandlung waren die Chemiker und La-

borhelfer bereit, das weiße Papier grün zu färben.

Sobald ein Bogen gefärbt war, wurde er in die Garage getragen. Dort standen Kolleginnen bereit, das Papier zu trocknen. Sogar der Föhn wurde dazu benutzt, um das Trocknen bei dem feuchtkalten Winterwetter zu beschleunigen. Jeder trockene Bogen wurde geschnitten und sofort zur Packmaschine gebracht, damit dort die Arbeit weiterlaufen konnte.

In diesen Tagen hat keiner nach der Uhr gesehen. Alle Mitarbeiter des Betriebes waren daran interessiert, daß der Exportauftrag pünktlich erfüllt wurde.

Manche Unbequemlichkeit wurde in Kauf genommen. So hatte man beim Ziehen der Trockenleinen versehentlich den Schrank eines Kraftfahrers in der Garage zugenagelt. Er konnte sich also nach dem Dienst nicht umziehen. Doch darüber lachte er nur und ging in Arbeitskleidung heim. Als nach sechs Tagen die große Trockenaktion beendet war, konnte er seinen Schrank wieder öffnen. Auch er hatte die Bedeutung der pünktlichen Lieferung erkannt und war nicht verärgert.

Durch den beispielhaften Einsatz der Kolleginnen und Kollegen wurde der Auftrag termingerecht ausgeführt. Der Transport konnte zum festgesetzten Zeitpunkt abgehen.

Und so ist es immer, wenn Gefahr für die rechtzeitige Erfüllung eines Exportauftrags besteht. Meist

melden sich mehr Frauen für eine Sonderschicht als gebraucht werden.

Nur die kameradschaftliche Zusammenarbeit und die gegenseitige sozialistische Hilfe machte es möglich, daß der VEB Steckenpferd immer das Vertrauen seiner ausländischen Käufer rechtfertigte und daß er in den letzten Jahren als hervorragender Exportbetrieb mehrmals ausgezeichnet werden konnte.

Wer hat den Nutzen?

Auch bei uns in der DDR kaufen viele Menschen die Steckenpferdseifen besonders gern. An den beiden gekreuzten Steckenpferden mit der Lilie in der Mitte erkennt sie schon jedes Kind. Und sogar unsere Großmütter können sich entsinnen, daß sie, als sie selbst noch Kinder waren, in den Schaufenstern unter den ganz guten Seifen die weiße Lilienmilchseife gesehen haben.

Solange gibt es diese Seifenfabrik schon, aber damals sah es dort anders aus als heute.

Wir wollten gern in einer Chronik des Betriebes blättern, aber wir konnten keine bekommen. Also unterhielten wir uns mit Arbeiterinnen und Arbeitern, die schon länger in diesem Betrieb beschäftigt sind und sich noch an die alten Zeiten erinnern können. Was sie uns erzählten, haben wir aufgeschrieben.

Es war das Jahr 1921. Der erste Weltkrieg war vorüber, doch immer noch spürte man seine Folgen. Es gab wenig zu essen, und die Preise waren hoch.

Der Betrieb hieß damals Bergmann & Co. Hundertfünfzig Menschen, fast nur Frauen, arbeiteten in der Fabrik. Viele Männer waren im Krieg gefallen oder mit Verwundungen und krank nach Hause zurückgekehrt. Deshalb mußten oft die Frauen mit dem Geld, das sie für ihre Arbeit erhielten, die ganze Familie ernähren.

Mittags, wenn sie das Essen aus ihren Töpfen löf-felten, unterhielten sie sich darüber, daß die Kinder keine Schuhe hatten oder daß die Feuerung knapp war.

Eine Betriebsküche gab es nicht. Die Frauen waren froh, daß sie das mitgebrachte Essen, das sie am Vortage gekocht hatten, wenigstens auf einem Ofen im Betrieb wärmen konnten.

Die Löhne waren niedrig. Die Frauen erhielten 48 Pfennig Stundenlohn. In der Woche waren das etwa 23 Mark. Nach Abzug der Steuern und Abgaben blieben ihnen etwa 20 Mark. 20 Mark in der Lohntüte und viele hungrige Mäuler zu Hause! Dabei stiegen die Brotpreise ständig.

Die Männer, die im Betrieb beschäftigt waren, verdienten mehr als die Frauen, auch wenn sie die gleiche Arbeit ausführten. Das war damals überall so. Frauenarbeit wurde schlechter bezahlt.

Die Männer erhielten 73 Pfennig Stundenlohn. Natürlich war das auch nicht viel. Das ergab in der

Woche einen Betrag von etwa 35 Mark, und davon wurden die Steuern noch abgezogen.

Natürlich reichte dieser Lohn nur für den notwendigen Lebensunterhalt – an Kleidung und sonstige Anschaffungen war kaum zu denken.

Anders lebte die Familie Bergmann. Die Familienmitglieder konnten sich alles leisten. Sie fuhren Auto und unternahmen teure Reisen, ohne selber zu arbeiten. Viele Tausende Mark jährliche Gewinne zogen sie aus dem Betrieb, die die Arbeiter und Arbeiterinnen für sie, die Besitzer, erarbeiten mußten.

Zu Weihnachten aber tat Familie Bergmann sehr großzügig. Den Arbeitern wurde eine „Überraschung“ bereitet. Die Belegschaft versammelte sich in einem größeren Produktionsraum des Betriebes. Dort stand die Familie Bergmann unter dem Lichterbaum. Gemeinsam wurden Weihnachtslieder gesungen, dann hielt Herr Bergmann eine kleine Festrede und dankte für „treue Mitarbeit“. Anschließend erhielt jeder seine Lohntüte mit dem Lohn der letzten Woche. Als besondere „soziale Zuwendung“ steckte darin ein „Geschenk“ von 3 Mark.

3 Mark, um das Fest schöner zu gestalten! Davon ließ sich 1921 wirklich nicht viel anschaffen.

Nur wer dem Betrieb in den letzten Jahren besonders „treu gedient“ hatte, erhielt außerdem noch eine Sachspende, vielleicht ein Paar Schuhe, eine Tasche oder einige Handtücher.

In langen harten Kämpfen hatte die Arbeiterklasse durchgesetzt, daß die Arbeiter in den Fabriken einen Betriebsrat wählen konnten. Auch bei Bergmann gab es einen Betriebsrat. Er sollte beim Unternehmer die Arbeiterinteressen vertreten und helfen, bessere Arbeitsbedingungen zu erreichen.

Wenn jemand etwas von Herrn Bergmann wollte, mußte er sich an den Betriebsrat wenden. Nur der durfte dem „Chef“ Forderungen vortragen.

Wie oft gab es dann Enttäuschungen, weil der Betriebsrat dringende Forderungen nicht durchsetzte! Eine Betriebsküche wurde nicht gebaut; der unbedingt notwendige Sanitätsraum wurde nicht eingerichtet.

Wenn aber mehr gearbeitet werden sollte, hatte der Chef Zeit, mit dem Betriebsrat zu sprechen. Er rief ihn zu sich, um ihn zu überreden, daß er für die neuen Maßnahmen bei der Belegschaft eintrat...

„Ja, so war das damals bei uns“, sagt Frau Marga, eine ältere Arbeiterin, als wir mit ihr darüber sprechen. „Und trotzdem gab uns das Betriebsrätegesetz günstigere Möglichkeiten, doch auch Forderungen durchzusetzen. Mehr als einmal konnte unser Betriebsrat Lohnkürzungen verhindern oder Überstundenzuschläge erreichen, wenn wir alle uns einig waren.“

Das hatte ein Ende, als 1933 der Faschismus an die Macht kam. Der Unternehmer wurde jetzt „Betriebsführer“ genannt und die Belegschaft „Ge-

folgschaft". Einen Betriebsrat gab es nicht mehr, der Arbeiterrechte vertreten konnte. Statt dessen mußte den Anordnungen des „Betriebsführers“ unbedingt gehorcht werden. Wer es wagen wollte, für die Kollegen einzutreten, mußte damit rechnen, daß er als „Aufwiegler“ verhaftet wurde und ins Konzentrationslager kam.

Dann kam das Jahr 1939 und mit ihm der Krieg. Die Männer mußten in den Krieg ziehen, und viele Frauen wurden verpflichtet, in anderen, in kriegswichtigen Betrieben zu arbeiten.

Bei Bergmann blieben noch etwa siebzig Frauen. Doch sie verarbeiteten keine hochwertigen Fette mehr zu Seife. Dafür wurde jetzt Ton verwendet. Die Tonseife trug kein Steckenpferdzeichen, denn sie war keine Reklame für die Firma Bergmann & Co.

Trotzdem brachte diese minderwertige Seife den Unternehmern immer noch genügend Geld, so daß sie auch in dieser Zeit ihre Gewinne einstreichen konnten.

Für die Arbeiterinnen wurde das Leben immer unerträglicher. Es gab auf Lebensmittelkarten nur wenig zu kaufen, und für das schwer erarbeitete Geld erhielten sie in den Geschäften minderwertige Waren.

Wenn sie in der Nacht durch Sirenen aus dem Schlaf gerissen waren, wenn sie stundenlang mit ihren weinenden Kindern im Luftschutzkeller gesessen hatten – am nächsten Morgen mußten sie

wieder pünktlich im Betrieb sein, um neun oder zehn Stunden lang Tenseife herzustellen.

„Die Kriegsjahre, besonders die letzten, waren für uns grauenhaft“, erzählt Frau Marga. „Im benachbarten Dresden wurden mehrere Stadtviertel völlig zerstört. Der Häuserschutt lag in großen Haufen und versperrte ganze Straßenzüge. Tage- und wochenlang gab es kaum etwas zu essen. Als der Krieg endlich zu Ende war, wußten wir nicht, wie wir je aus diesem Chaos herauskommen sollten.“

Und doch begannen sie bei der Firma Bergmann & Co. mit der Produktion. Zunächst fehlten Rohstoffe und Arbeitskräfte. Aber die wenigen Frauen, die im Betrieb verblieben waren, standen bald wieder hinter den Maschinen.

Die Unternehmer schienen bemüht zu sein, ebenfalls beim Aufbau eines neuen Deutschlands mitzuhelfen. Ja, sie wurden sogar Mitglieder einer demokratischen Blockpartei. Es dauerte jedoch nicht sehr lange, da stellte es sich heraus, daß sie andere, egoistische Ziele hatten.

Es war zunächst wichtig, genügend Seife herzustellen und ihre Qualität laufend zu verbessern, um den dringenden Bedarf der Bevölkerung zu decken. Das aber brachte nicht so viel Gewinn wie die Herstellung anderer kosmetischer Erzeugnisse. Und nun versuchten die Unternehmer, sich auf unehrliche Weise zu bereichern und Steuergelder, die dem Staat gehörten, zu unterschlagen.

Auf diese Weise kamen sie mit den Gesetzen in Widerspruch, und um sich den Folgen zu entziehen, verließen sie Ende 1949 unsere junge Republik.

„Wir arbeiteten auch ohne Unternehmer weiter“, berichtet Frau Marga vergnügt. „Den Betrieb leiteten Treuhänder, die vom Staat eingesetzt wurden. Dabei merkten wir, daß wir nicht auf die Unternehmer angewiesen waren. Gemeinsam überwinden wir damals viele Schwierigkeiten.“

Einen besonderen Aufschwung nahm die Produktion dann, als der Betrieb im Januar 1954 volkseigen wurde. Seitdem trägt er den Namen „VEB Steckenpferd“.

Nun ging die Entwicklung schnell voran. Während 1954 für 1,4 Millionen Mark Waren hergestellt wurden, betrug der Umsatz im Jahre 1960 bereits 3,4 Millionen Mark. Der gesamte Gewinn aber floß jetzt in irgendeiner Form in die Taschen der Werktätigen zurück. Mit diesem Geld wurde der Aufbau unserer Städte bezahlt, wurden die Neubauten und neuen technischen Anlagen finanziert.

Auch im Steckenpferdbetrieb hat sich viel geändert. Nicht nur von den neuen, modernen Siedekesseln, den automatischen Maschinen und all dem, was die Arbeit erleichtert, wollen wir sprechen, sondern auch von den sozialen Errungenschaften, die allen Mitarbeitern zugute kommen, von dem Reichtum, den sie für sich selber erarbeiten, statt für einen Fabrikbesitzer.

Die Löhne wurden beträchtlich erhöht. Ein Facharbeiter kann 2,65 Mark Stundenlohn verdienen, und natürlich auch ein weiblicher Facharbeiter; denn es gibt keinen Unterschied mehr zwischen Frauen- und Männerlöhnen.

Eine Selbstverständlichkeit ist es schon jedem geworden, daß es im Betrieb jetzt eine gute Werkküche gibt, die täglich bis zu vierhundert Personen mit Essen versorgen kann. Niemand braucht mehr sein mitgebrachtes Essen auf einem Leimofen zu wärmen.

Für kulturelle Zwecke steht eine bestimmte Summe zur Verfügung. So unternimmt jedes Jahr die gesamte Belegschaft eine schöne Betriebsfahrt. Zu festlichen Höhepunkten werden die Feiern am 1. Mai und am 7. Oktober, bei denen man die Besten des Betriebes für ihre gute Arbeit auszeichnet und prämiiert. Und die jährliche Weihnachtsfeier findet nicht mehr von Herrn Bergmanns Gnaden in einer Fabrikhalle statt, sondern im neuen Kultursaal herrscht dann ein besonders vergnügtes Treiben. Die Kinder der Mitarbeiter fahren in jedem Sommer auf Betriebskosten ins Ferienlager. Ab und zu wird das Ferienheim mit anderen Betrieben ausgetauscht, damit die Kinder Abwechslung haben und die schönsten Gegenden unserer Republik kennenlernen.

Noch vieles könnte man aufzählen. Da gibt es noch in Zusammenarbeit mit der Gewerkschaft die kostenlosen Kur- und Genesungsvorschickungen,

die billigen Urlaubsreisen, die Unterstützung des Sports, der Fußball- und Tischtennis- und Kegelsportgruppen.

„Ja, so manches hat sich in den wenigen Jahren geändert, seitdem der Betrieb volkseigen geworden ist.“ Kollegin Marga, die uns bisher so ausführlich berichtet hat, schweigt eine Weile und überlegt. Dann fährt sie fort: „Etwas Neues habe ich vergessen, weil wir es schon für selbstverständlich halten. Davon muß ich aber noch erzählen, denn es ist eigentlich die schönste und beste Errungenschaft im Betrieb.“

Seit 1954 hat sich die Einstellung unserer Kolleginnen und Kollegen zur Arbeit wesentlich geändert. Sie hat sich vor allem gewandelt, seitdem wir unsere Seife in alle Welt exportieren. Wir arbeiten nicht mehr nur, um unseren Lohn zu erhalten. Wir fühlen uns mitverantwortlich, daß nur einwandfreie Ware den Betrieb verläßt. Jeder kontrolliert an seinem Platz selbständig seine Arbeit, so daß die Gütekontrolle beinahe überflüssig ist.

Unseren Kollegen ist klar, daß schlechte Arbeit nicht nur dem Ansehen des Betriebes, sondern dem Ansehen unserer Republik im Ausland schadet.

Und weil uns das klar ist, haben wir auch in allen Abteilungen Brigaden gebildet. Elf Brigaden bestehen und sind bemüht, den Titel ‚Brigade der sozialistischen Arbeit‘ zu erhalten. Innerhalb der Brigaden achten wir selbst darauf, daß alle Mitglieder gleichmäßig gute Arbeit leisten.

Mit neuen Kolleginnen und Kollegen, die noch nicht daran gewöhnt sind, so verantwortungsbewußt zu arbeiten, wird gesprochen. Brigadeleiter, Arbeitsdirektor, Parteisekretär und die Brigademitglieder bemühen sich um sie und helfen ihnen, den Weg zur neuen, sozialistischen Arbeitsmoral zu finden.“

Was Frau Marga uns zuletzt sagte, berührt uns besonders stark. Das war es, was wir gleich bei unserem ersten Besuch im Betrieb spürten, und wir spürten es, als wir den Betrieb mehrmals besuchten, immer wieder: Nicht nur neue Maschinen, neue Anlagen und Einrichtungen sind das Neue im sozialistischen Betrieb, sondern die neuen Menschen, die vorbildliche Einstellung jedes einzelnen zu seiner Arbeit und die kameradschaftlichen Beziehungen aller zueinander.

Mit diesen Voraussetzungen konnten die Werktätigen vom VEB Steckenpferd die Leistungen vollbringen, durch die sie in unserer Republik so viel Achtung erwarben und die vielen Betrieben Vorbild waren.

Ein historisches Telegramm

Am Vormittag des 28. Mai 1958 hatte sich die Belegschaft des VEB Steckenpferd zu einer Kurzversammlung im Kulturraum des Betriebes zusammengefunden. Es war ein bedeutender Tag für die

gesamte Republik: Die letzten Reste von Lebensmittelkarten, die noch immer an die Rationierung während des Krieges gemahnten, sollten wegfallen.

Eigentlich mußte das ein Grund zur Freude sein, aber viele Frauen hatten Sorgen. Würden die Lebensmittel reichen, wenn jeder kaufen kann, soviel er will?

Die meisten der im Steckenpferdbetrieb beschäftigten Frauen waren jung; sie hatten noch nie ohne Lebensmittelkarten eingekauft. Sie wußten nicht, wie sie dann wirtschaften sollten und waren unsicher im Gedanken an das Neue.

Deshalb hatten Werkleiter, Parteileitung, Betriebsgewerkschaftsleitung und Arbeitsdirektor beschlossen, in einer kurzen, schnell einberufenen Versammlung mit den Kolleginnen zu sprechen. Sie beruhigten die Frauen, die Zweifel hegten, und zeigten ihnen klar die Vorteile, die sie noch nicht aus Erfahrung kennen konnten.

Da kam plötzlich aus der Belegschaft ein Vorschlag: „Wir sollten mehr Seife exportieren, damit wir mit den zusätzlichen Devisen die Lebensmittel aus dem Ausland kaufen können, die uns fehlen.“

Das war ein Gedanke! Die Belegschaft stimmte eifrig zu. Die Angehörigen der Werkleitung sahen einander an. Warum sollte das nicht möglich sein?

Werkleiter Blochwitz, der bisher für jede Aufgabe, die an den Betrieb herangetragen worden war,

eine Lösung gefunden hatte, hielt auch diesen Plan für durchführbar.

Vorschläge wurden gemacht. Sie kamen von den Arbeiterinnen und von der Werkleitung, vom Parteisekretär und von den Brigadeleitern – kurz, jeder, der seine Arbeit ja genau kannte, überlegte, wie er mit dazu beitragen könnte, den zusätzlichen Export zu erreichen.

Es würde zwar manche Schwierigkeit geben, mit den vorhandenen technischen Einrichtungen mehr Seife zu produzieren, denn der Betrieb bot noch nicht die modernsten und günstigsten Produktionsmöglichkeiten. Aber Bedenken und Einwände ließen sich widerlegen. Die Menschen waren bereit – es würde gelingen.

Man rechnete, man schätzte, man plante... Jawohl, es können zusätzliche Exportverträge abgeschlossen werden. Die gesamte Belegschaft begeisterte sich für den Gedanken, jeder einzelne wollte mithelfen.

So wurde aus der Kurzversammlung unverhofft eine große Produktionsberatung.

Nach einer Stunde war der Beschluß gefaßt: Der VEB Steckenpferd verpflichtete sich, in der Zeit vom 1. Juni bis 31. Dezember 1958 für den Export zusätzlich Seife im Werte von 100 000 Dollar zu produzieren. Die 100 000 Dollar entsprachen einem Wert von etwa 600 000 Mark.

In der Werkleitung gab es gleich darauf noch eine weitere Beratung.

Werkleiter, Produktionsleiter, Arbeitsdirektor, Parteisekretär, BGL-Vorsitzender und alle Abteilungsleiter überlegten, wie die zusätzlichen Mengen Seife produziert werden könnten, ohne daß zu hohe Anforderungen an die Menschen gestellt werden mußten.

Da sprach Kollege Blochwitz einen großartigen Gedanken aus: Wie wäre es, wenn die 600000 Mark dazu verwendet würden, für die DDR ein eigenes Handelsschiff anzuschaffen?

Durch den faschistischen Krieg waren alle Handelsschiffe verlorengegangen. Die Betriebsangehörigen vom VEB Steckenpferd hatten schon seit dem Beginn des Exportgeschäftes mit großem Bedauern gesehen, daß die Seife – und nicht nur sie, sondern viele Erzeugnisse aus den Betrieben der DDR – auf fremden Schiffen ins Ausland transportiert wurden.

Der Transport mußte natürlich bezahlt werden, aber nicht mit unserem Geld, sondern mit ausländischem Geld, mit holländischem, schwedischem, englischem Geld, je nachdem, welchem Land das Handelsschiff angehörte.

Für die Exportbetriebe war das eine traurige Angelegenheit. Sie strengten sich an, den Export zu steigern, damit unser Staat möglichst viele Waren aus dem Ausland dafür einkaufen konnte, dann aber mußte ein beträchtlicher Teil der erworbenen Devisen für den Transport unserer Exportgüter ausgegeben werden.

Um beispielsweise 100 Stück Seife nach der VAR zu verschicken, muß soviel Geld für Transport bezahlt werden, wie 23 Stück Seife kosten. Fast ein Viertel der Devisen gehen also auf diese Weise verloren.

Hätten wir eigene Schiffe, meinte Werkleiter Blochwitz, dann brauchten wir keine Devisen für Schiffsraum auszugeben. Wir könnten für dieses Geld lieber Waren einkaufen, zum Beispiel gute Stoffe aus England, Stahl aus Schweden, Südfrüchte aus den afrikanischen Staaten.

Noch am gleichen Tage ging ein Fernschreiben an das Ministerium für Außenhandel und Innerdeutschen Handel nach Berlin ab. Darin teilte die Werkleitung des VEB Steckenpferd ihre Verpflichtung mit und schlug vor, die 600 000 Mark mit für die Beschaffung eines Handelsschiffes zu verwenden.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Wenig später traf ein Telegramm vom Ministerium aus Berlin ein. Freudig stimmte Minister Rau der Steckenpferdverpflichtung zu und wünschte den Betriebsangehörigen viel Erfolg bei der Erfüllung ihrer Aufgabe.

Am nächsten Tage berichteten alle Zeitungen und alle Rundfunksender der DDR von der Steckenpferdverpflichtung und riefen die anderen Exportbetriebe auf, diesem Beispiel zu folgen.

Bereits in den nächsten Tagen berieten die Brigaden, die Partei- und Betriebsleitungen, gleichgültig

ob es volkseigene oder private Betriebe waren. Überall begannen die Diskussionen um das Steckenpferdschiff.

Und dann regnete es förmlich Verpflichtungen. In jeder Zeitung war der Name „Steckenpferd“ zu lesen. Es war, als sei eine Lawine ins Rollen gekommen. Jede Verpflichtung riß wieder mehrere andere Verpflichtungen nach sich.

In wenigen Tagen war aus den kleinen Anfängen eine große Bewegung geworden, die alle begeisterte: die Steckenpferdbewegung.

Niemand wußte mehr, wer den ersten Gedanken vom zusätzlichen Export ausgesprochen hatte. Er war von den Werktätigen selbst gekommen, war vom Kollektiv in wenigen Stunden weiterentwickelt worden und erfaßte nun die gesamte Republik. Einige Zweifler, die anfangs Kollegen Blochwitz wegen seines „Parfümdampfers“ ausgelacht hatten, staunten jetzt über den Erfolg.

Die Verpflichtungen konnten aber nicht auf die Exportbetriebe beschränkt bleiben. Der VEB Steckenpferd schloß sich mit den Betrieben, die ihm Rohstoffe und Verpackungsmaterial lieferten, zu einer sozialistischen Arbeitsgemeinschaft zusammen. Alle diese Betriebe wiederum gaben ihre Verpflichtungen ab, zusätzlich Fettrohstoffe, Kisten, Faltschachteln, Wickler und so weiter zu liefern.

Ohne die Zusammenarbeit mit den anderen Betrieben hätte der VEB Steckenpferd seine große Verpflichtung nicht erfüllen können.

Die Mitarbeiter des Steckenpferdbetriebes waren überwältigt von den Ausmaßen, die „ihre Bewegung“ annahm. Aber noch mehr überraschte es sie, als schon Anfang November 1958 vom Ministerium für Außenhandel und Innerdeutschen Handel die Aufforderung kam, der Steckenpferdbetrieb möchte im Rostocker Hafen am Empfang des ersten angekauften Handelsschiffes teilnehmen.

Das war ein Jubel! Nur fünf Monate nach dem ersten Aufruf wurde der Plan Wirklichkeit.

Drei Kollegen wohnten in Rostock den Festlichkeiten beim Empfang der „Kap Arkona“ bei. An Bord war die Mannschaft zum Empfang angetreten. Eine Kapelle umrahmte die kurze Feierlichkeit mit Musik. Ansprachen wurden gehalten.

Nun gehörte das Schiff endgültig unserer Republik.

Anschließend konnten alle Anwesenden die „Kap Arkona“ besichtigen, ein modern eingerichtetes Frachtschiff von 3600 Tonnen.

Vor wenigen Tagen noch fuhr es als Bananenschiff zwischen Schweden und Südamerika. Dann war der Kauf abgeschlossen worden. Unsere Seeleute hatten es so schnell wie möglich aus Stockholm abgeholt. Überall auf dem Schiff sah man noch, daß es erst gestern von den Schweden verlassen worden war, um heute unter der Flagge der DDR seinen Dienst zu beginnen. In der Kajüte des ehemaligen schwedischen Kapitäns hingen noch dessen Bilder, und in den Schränken der schwedischen

Mannschaften fanden sich Flaschen mit schwedischem Schnaps.

Am gleichen Tage verließ das Schiff wieder den Rostocker Hafen, denn es sollte in Wismar seine erste Ladung übernehmen – Kalidünger für die VAR. An dieser Fahrt durfte die Delegation des Betriebes teilnehmen. Und natürlich wurde auf See ein frohes Bordfest gefeiert.

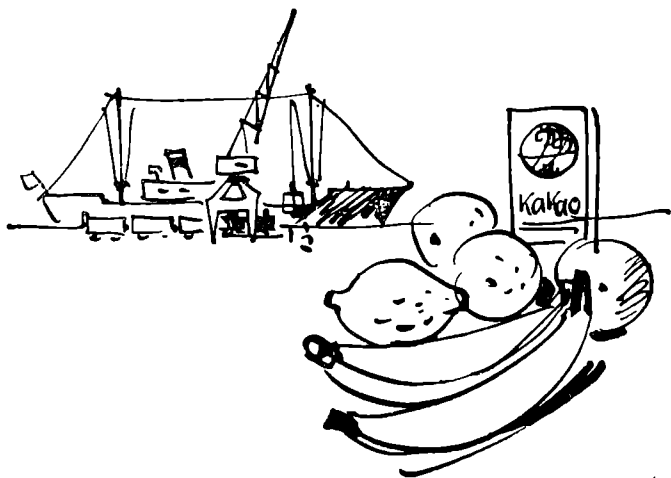
Mit Interesse verfolgten die Werktätigen des Steckenpferdbetriebes die Fahrten „ihres Schiffes“. Noch klang in ihnen die Freude über den ersten Erfolg nach, als die Nachricht von der Ankunft des zweiten angekauften Handelsschiffes eintraf. Es erhielt den Namen „Stoltera“ nach der Steilküste in der Nähe des Ostseebades Warnemünde und war fast so groß wie die „Kap Arkona“.

Ebenso schnell folgten das dritte, vierte und fünfte Handelsschiff. Die Urheber der Steckenpferdbewegung konnten es kaum fassen. Am 5. Januar 1959 schon besaß die DDR eine Steckenpferdflotte von fünf Handelsschiffen, die aus den zusätzlich erworbenen Devisen gekauft waren.

Keiner hatte damit gerechnet, daß wir so schnell in den Besitz der Schiffe gelangen würden. Die Reedereien unserer Republik hatten noch nicht einmal genügend Seeleute als Besatzung für die Handelsschiffe ausbilden können. Angehörige unserer Volksmarine mußten zunächst einspringen, um die Schiffe abzuholen und während der ersten Fahrten auf ihnen Dienst tun.

Das dritte Schiff war beinahe doppelt so groß wie das erste und bekam den Namen „Ernst-Moritz-Arndt“. Die „Stubbenkammer“ als viertes ist das kleinste dieser Flotte.

Diese vier Schiffe laufen hauptsächlich die Häfen des Mittelmeeres an, also des Nahen Ostens und der nordafrikanischen Küste. Das fünfte Schiff dagegen mit seinen 10 000 Tonnen kann die weitesten Fahrten unternehmen. Es schafft unsere Waren nach Südamerika und Asien und bringt uns von dort wertvolle Dinge mit zurück, die unser Leben schöner machen: Südfrüchte, Reis und Kakao, Baumwollwaren, Seide und Brokat und manches andere.



Zu Ehren aller Steckenpferdarbeiterinnen und -arbeiter, die dafür geschafft haben und die das Signal zu der großartigen Bewegung gaben, wurde das fünfte Schiff „Steckenpferd“ genannt. Über dieses Schiff hat der Betrieb die Patenschaft übernommen und steht ständig in gutem Kontakt mit der Besatzung.

Die fünf Schiffe haben seither schon viele Waren über die Meere gebracht und unserer Republik viele Devisen für Frachtraum erspart.

Die ganze Republik baut mit

Damit aber war die Steckenpferdbewegung nicht beendet. Die Werktätigen der beteiligten Betriebe hatten erkannt, welche Bedeutung ein zusätzlicher Export haben kann. Sie übernahmen weitere Sonderverpflichtungen für den Export.

Der zweite Aufruf kam vom VEB Weinbrand Wilthen für das Jahr 1959. Diesmal sollten nicht Handelsschiffe erworben werden, sondern ein großes Passagierschiff, ein Urlauberschiff, für den FDGB.

Ein Urlauberschiff für den FDGB sollte auf den Werften der DDR zwar bereits gebaut werden. Aber die Steckenpferdbewegung hatte im Jahre zuvor soviel Geld erbracht – warum sollte von diesen Geldern nicht ein zweites Urlauberschiff angeschafft werden? Auf ihm konnten mehr Werk-

tätige frohe Urlaubswochen verbringen und zu Freundschaftsbesuchen in andere Länder fahren. • Dieser Vorschlag wurde begeistert aufgenommen, und bald konnte das Schiff, die „Stockholm“, von der Reederei „Swedish-American-Line“ erworben werden, ein schwedisches Schiff, das wie die „Kap Arkona“ zwischen Schweden und Amerika gefahren war.

Bei uns erhielt es den Namen „Völkerfreundschaft“. Der Name soll ein Symbol dafür sein, daß unser Urlauberschiff nur für erholsame Fahrten im Frieden eingesetzt werden soll, daß es allen Völkern, an deren Küste es vorbeifährt, freundschaftliche Grüße aus unserer Republik bringt.

Die Steckenpferdbewegung aber geht immer noch weiter. In jedem Jahr ruft ein anderer Betrieb zu neuen Leistungen auf.

Am Ende des Jahres 1959 hatten sich 1600 Betriebe mit ihren Verpflichtungen an der Steckenpferdbewegung beteiligt und für 285 Millionen Mark zusätzlich Exportwaren produziert und verkauft. Das waren 35 Millionen mehr, als sie sich selbst vorgenommen hatten. Deshalb steigerten sie ihre Verpflichtungen für das Jahr 1960 sogar auf 300 Millionen Mark.

Der Erlös ermöglichte zusätzliche Importe aus dem Ausland, auf die wir sonst hätten verzichten müssen. Wir bekamen Apfelsinen, Zitronen, Bananen, Datteln, Kakao, aber auch Holz, Eisen und Stahl, Schuhe und Wollwaren.

Für 1961 hat die Steckenpferdbewegung eine neue Aufgabe erhalten. Selbstverständlich soll auch weiterhin der Export gesteigert werden, um zusätzlich Devisen zu gewinnen. Aber diesmal geht es vor allem darum, überflüssige Importe einzuschränken. Jeder Betrieb muß überprüfen, ob er Materialien, die er bisher aus dem Ausland kaufte, nicht selbst herstellen oder von anderen Betrieben der DDR beziehen kann.

Dafür gibt es im VEB Steckenpferd ein gutes Beispiel. Unzählige Holzkisten jährlich brauchte der Betrieb zum Versand der Seife. Holz aber ist ein wertvoller Rohstoff, den wir aus dem Ausland kaufen müssen, weil wir nicht genügend große Wälder haben. Das kostet viele Devisen.

Deshalb haben sich die Fachleute im VEB Steckenpferd entschlossen, eine andere Lösung für die Verpackung zu finden: Statt der Holzkisten sollen feste Kartons aus Lederpappe verwandt werden. Die wird in Betrieben unserer Republik hergestellt. Außerdem hat sie noch den Vorzug, daß sie leichter ist als Holz, und die Kartons müssen nicht mit Band Eisen verschlossen werden. Es genügen Klebstreifen, allerdings solche mit tropenfestem Leim. Wenn sich die neue Verpackung bewährt hat, können vom VEB Steckenpferd jährlich 1300 Kubikmeter Holz und 29,5 Tonnen Bandstahl auf diese Weise eingespart werden. Das wird sich lohnen; denn das entspricht einem Wert von 400 000 Mark.

Der Betrieb wird ausgezeichnet

Als wir das erstmal den Steckenpferdbetrieb betraten, fiel uns gleich links am Eingang, ehe man zum Pfortner kommt, ein rechteckiges dunkles Metallschild auf. Es zeigt in der Mitte das Emblem der DDR mit einem wehenden Banner darüber in Gold. Auf der Fahne lesen wir „Banner der Arbeit“. Goldene Ziffern in den vier Ecken ergeben die Jahreszahl 1959.

• Dieses Schild kündigt allen Besuchern von den großen Leistungen, die die Werktätigen hier vollbrachten. Viel muß in einem Betrieb geleistet werden, bevor ihm dieser Orden verliehen wird.

Die Betriebsangehörigen empfangen im Jahre 1959 diese Würdigung ihrer Arbeit mit Stolz und Freude. Sie sahen darin einen Lohn für ihre Mühe, alle Verpflichtungen pünktlich zu erfüllen.

Mit dem Orden wurde dem Betrieb gleichzeitig eine Summe von 40 000 Mark übergeben. Dieses Geld sollte allen Kollegen gleichmäßig zugute kommen, denn jeder von ihnen hatte sich für das Gelingen der ersten großen Verpflichtung eingesetzt. Was lag also näher, als jetzt endlich die neuen Waschräume und sanitären Anlagen zu bauen, die sich die Betriebsangehörigen schon lange wünschten? Weil ja so viele Einrichtungen des ehemaligen kapitalistischen Betriebes umgebaut oder ersetzt werden mußten, hatte bisher immer das Geld gefehlt.

Die Auszeichnung gab dem Steckenpferdkollektiv wieder neuen Schwung. Das „Banner der Arbeit“ wurde Ehrung und Verpflichtung zugleich.

Geleitet wird das Kollektiv vom Kollegen Blochwitz, dem Werkleiter, der schon am 7. Oktober 1958 mit dem Titel „Held der Arbeit“ ausgezeichnet worden war.

Wir wollen Kollegen Blochwitz gern kennenlernen, aber es ist gar nicht so leicht, zu ihm zu gelangen. Seine Sekretärin zeigt uns den Terminkalender. Er ist an allen Tagen voll ausgefüllt. Besprechungen im Betrieb wechseln ab mit Besprechungen beim Rat des Kreises oder des Bezirkes oder sogar beim Ministerium in Berlin.

Wir sind recht traurig. Würde es gar nicht möglich sein – wenigstens eine halbe Stunde?

Die Sekretärin erzählt uns, daß Kollege Blochwitz nicht nur als Werkleiter sehr viel arbeiten müsse, er habe außerdem noch dreizehn Funktionen. Sie nennt uns die wichtigsten. Er ist Mitglied des Wirtschaftsrates beim Rat des Bezirks. Dort ist er Vorsitzender des Exportausschusses und Vorsitzender des technisch-ökonomischen Ausschusses für den Sektor Haushaltchemie. Und als Mitglied der Kammer für Außenhandel hat Kollege Blochwitz auch verantwortungsvolle Arbeit zu leisten.

Ja, wenn es so ist . . .

Als wir uns verabschieden wollen, klappt es plötzlich doch noch. Kollege Blochwitz kommt gerade zurück von einer Besprechung, und bald sitzen wir

ihm in seinem Zimmer gegenüber, dem großen kräftigen Mann mit dem dunklen Haar, der viel jünger ist, als wir ihn uns vorgestellt hatten. Etwa fünfunddreißig Jahre alt mag er sein. Freundlich erkundigt er sich nach unseren Wünschen.

Als wir ihm sagen, daß wir gern einiges aus seinem Leben erfahren möchten und warum er die hohe Auszeichnung erhalten habe, antwortet er bescheiden, da gäbe es doch nicht viel zu erzählen.

Er hat als kaufmännischer Angestellter die Lehre abgeschlossen. Nach 1945 meldete er sich zur Volkspolizei und war bei der Grenzpolizei eingesetzt. Nach Ablauf seiner Dienstzeit bei der Volkspolizei lernte er 1950/51 als zweiten Beruf die Autoschlosserei. Schließlich war er für kurze Zeit beim Rat des Kreises tätig gewesen, und von dort aus wurde er im September 1952 zum Treuhänder des Steckenpferdbetriebes eingesetzt. Im Jahre 1954, als der Betrieb volkseigen wurde, hat man ihn als Werkleiter bestätigt.

Das sei alles.

Wir bitten Kollegen Blochwitz aber noch einmal, daß er uns von seinen Verdiensten erzählen möge.

Der Werkleiter lacht. Was er da berichten solle? Er überlegt und beginnt dann viel zu erzählen, vom Aufstieg des Betriebes, von der Steckenpferdbewegung, vom Export.

Immer ist vom Betrieb die Rede; nur selten spricht Kollege Blochwitz von sich selbst. Wir erfahren

daraus aber doch allerhand über seine eigene Arbeit. So war es zum Beispiel seinem besonderen Geschick zu verdanken, daß der Betrieb überhaupt ins Exportgeschäft kam. Als Kollege Blochwitz 1955 zur Leipziger Messe fuhr, hatte er die Absicht, mit ausländischen Firmen Kontakt zu bekommen.

Ein holländischer Kaufmann interessierte sich als erster für die Steckenpferderzeugnisse und äußerte im Gespräch seine speziellen Wünsche für Seife, die er einkaufen wollte. Kollege Blochwitz versprach, ihm am nächsten Morgen ein Muster zu zeigen, das ganz seinen Wünschen entsprechen würde.

Der Werkleiter telefonierte sofort mit dem Betrieb und ließ nach genauen Angaben einige Musterstücke anfertigen. Die Kollegen im Betrieb lösten über Nacht die Aufgabe und schickten am nächsten Morgen mit einem Boten die Proben nach Leipzig.

Der holländische Kaufmann war zufrieden. Es wurde der erste Exportvertrag abgeschlossen.

Wir merken aus dem weiteren Bericht, daß Kollege Blochwitz mit den ausländischen Kunden guten persönlichen Kontakt pflegt. Er möchte aber auch, daß die Arbeiterinnen und Arbeiter des Betriebes persönliche Beziehungen zu den Ausländern erhalten. Deshalb lud er den Handelsattaché von Ghana zum Betriebsfest am Jahrestag unserer Republik ein. Der Handelsattaché und die anderen

Gäste aus Ghana feierten mit allen Werktätigen des Betriebes.

Noch heute schwärmen die Kollegen im VEB Steckenpferd von diesem Tag. Für sie ist Ghana kein fremdes, fernes Land mehr. Sie wissen jetzt, für wen sie die Seife produzieren.

Kollege Blochwitz betont, für wie wichtig er es hält, daß alle Mitarbeiter des Betriebes erfahren, wohin die Seife geschickt wird, die sie herstellen. Das steigert die Freude an der Arbeit, erhöht das Verantwortungsbewußtsein, und dadurch kann jeder einzelne mehr leisten.

Wir verstehen jetzt, daß unter seiner Leitung so gute Leistungen vollbracht werden können. Der Grund für seine Auszeichnung ist weniger in einer außergewöhnlichen Einzelleistung zu suchen, sondern in seinem Geschick, ein echtes Kollektiv aufzubauen und zu leiten.

Fast zwei Stunden sind vergangen, als wir uns verabschieden. So viel Zeit hat Kollege Blochwitz geopfert. Wir bedanken uns herzlich.

Beim Verlassen des Betriebes kommen wir an dem fast drei Meter langen Modell des Urlauberschiffes vorbei und erfahren, daß der Werkleiter und zwei weitere Kollegen als Gäste des Ministeriums für Außenhandel und Innerdeutschen Handel und des FDGB an der ersten Fahrt der „Völkerfreundschaft“ teilnehmen konnten.

Von den Frauen der Belegschaft war einstimmig Kollegin Zimmermann vorgeschlagen worden. Sie

ist über 50 Jahre alt und arbeitet schon jahrelang zuverlässig in der Kosmetikabteilung des Betriebes. Als wir sie besuchten, war sie gerade damit beschäftigt, die Schraubverschlüsse auf Parfümflaschen aufzusetzen und auf Fehlerfreiheit durchzusehen.

Auch mit dem Vorschlag, daß Kollege Frömmtler mitfährt, waren alle einverstanden. Er gehört zu den älteren Arbeitern des Betriebes, ist als Tischler in der Werkstatt beschäftigt und hat dort schon seit Jahren durch saubere und verantwortungsbewußte Arbeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Auf großer Fahrt durch sieben Meere

Eigentlich war es im Februar 1960 noch recht kühl für den Urlaub. Trotzdem herrschte bei den 531 Passagieren der „Völkerfreundschaft“ erwartungsfrohe Stimmung. Es waren die Aktivsten der Steckenpferdbewegung, und sie durften an der ersten Fahrt ins Mittelmeer teilnehmen.

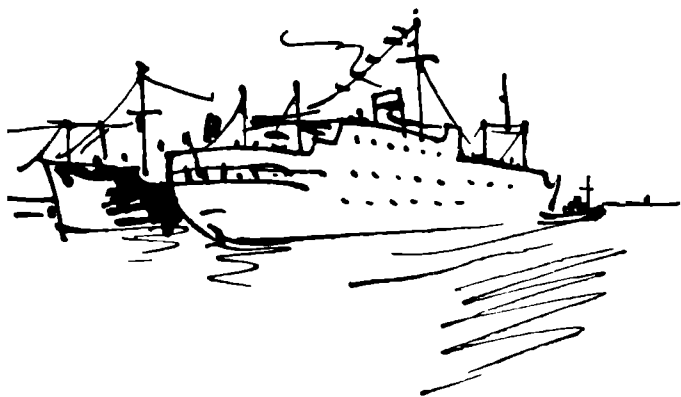
Welch ein wundervolles Schiff! Es ist ganz modern und wurde erst 1948 in Dienst gestellt. Es hat 12 400 Tonnen, ist 171 Meter lang und 21 Meter breit. Das ist etwa so lang wie einundeinhalbes Fußballfeld. Man kann wirklich darauf spaziergehen.

Die Passagiere standen an der Reling. Am Mast wehte der „blaue Peter“ im frischen Ostseewind.

Er kündete davon, daß bald die Leinen losgemacht würden. Die Nationalhymne erklang, die Flagge der DDR stieg am Mast empor und gleich darauf der Lotsenwimpel. Er signalisierte, daß sich der Lotse bereits an Bord befand, um das Schiff aus dem Hafen zu führen.

Eine Kapelle stimmte das traditionelle Lied „Muß i denn zum Städtele hinaus“ an. Viele Hände winkten. Die Bevölkerung Rostocks, die am Kai des Hafens den großen Augenblick miterleben wollte, sandte Grüße an die Menschen der fremden Völker mit.

Ein Hochseeschlepper zog die „Völkerfreundschaft“ langsam an den im Hafen liegenden Schiffen vorbei. Sie alle riefen dem ersten FDGB-Schiff mit ihren Sirenen „gute Fahrt“ zu. Jedem



dankte die „Völkerfreundschaft“ mit einem Antwortsignal.

Vor der Hafeneinfahrt verließ der Lotse das Schiff. Der Schlepper kehrte in den Hafen zurück.

Die eigenen Maschinen begannen zu arbeiten und brachten das Urlauberschiff bald aus den Hoheitsgewässern der DDR hinaus auf offene See.

Das erzählte uns Kollegin Zimmermann vom Steckenpferdbetrieb. Dann blätterte sie in ihrem Reisetagebuch, das sie auf der Fahrt eifrig geschrieben hatte. Denn sie wollte nach der Rückkehr ihrem Mann und den Arbeitskollegen recht ausführlich berichten.

Nun durften auch wir darin lesen.

25. 2. 60: Wir sind im Nordostseekanal. Schade, das Wetter ist trüb. Aber die Fahrt ist herrlich. Wir haben gut geschlafen, die Betten sind sehr bequem. Überhaupt: Die Kabinen sind wunderbar eingerichtet, ganz modern, und überall gibt es fließendes kaltes und warmes Wasser.

Gestern abend haben wir gleich noch das Schiff besichtigt. Der Speisesaal ist wie in einem guten Hotel eingerichtet; die Klubräume und Salons mit ihren modernen Sesseln sind sehr gemütlich. Dort werde ich mich bestimmt abends öfter aufhalten. Aber auch das schöne Kino werde ich einmal besuchen.

Meine Kabinenkollegin hat sich aus der umfangreichen Bibliothek bereits ein Buch entliehen. Na, ob ich viel zum Lesen komme? Ich möchte doch

viel sehen, alles wahrnehmen, denn so eine herrliche Reise wird mir sicher nicht so bald wieder geboten.

Daß es an Bord sogar ein richtiges Geschäft zum Einkaufen gibt, hätte ich nicht gedacht. Wenn man etwas vergessen hat einzupacken, kann man es hier kaufen.

Auch zwei Schwimmbäder sind da, eines am Oberdeck für sommerliches Wetter, das andere ist ein Hallenbad. Na, für mich ist das nichts mehr, aber für die jungen Leute!

Eben wurde ich durch die Schiffssirene unterbrochen. Wir sind dem sowjetischen Frachter „Pulkowo“ begegnet. Er hat uns mit Sirenengeheul begrüßt.

Wir überschlagen einige Seiten, dann lesen wir weiter:

28. 2. 60: Gott sei dank, der Golf von Biskaya ist vorbei. Jetzt geht es an der spanischen und portugiesischen Küste entlang. Gestern konnte ich weder essen noch schreiben. Seekrankheit ist wirklich nicht angenehm. Die Wellen sollen sieben bis acht Meter hoch gewesen sein. Ich habe sie mir lieber nicht angesehen. Vielen anderen ist es auch so ergangen, manchem sogar noch schlechter als mir.

Heute schmeckt mir das Essen doppelt gut. Die Mahlzeiten sind überhaupt ausgezeichnet und so reichlich, daß ich nicht alles aufessen kann. Man kann sich verschiedene Gerichte auswählen.

In der Küche sollen dreißig Personen arbeiten. Eine Fleischerei, eine Bäckerei und eine Konditorei gibt es auch an Bord. So ein Schiff ist wie eine kleine Stadt.

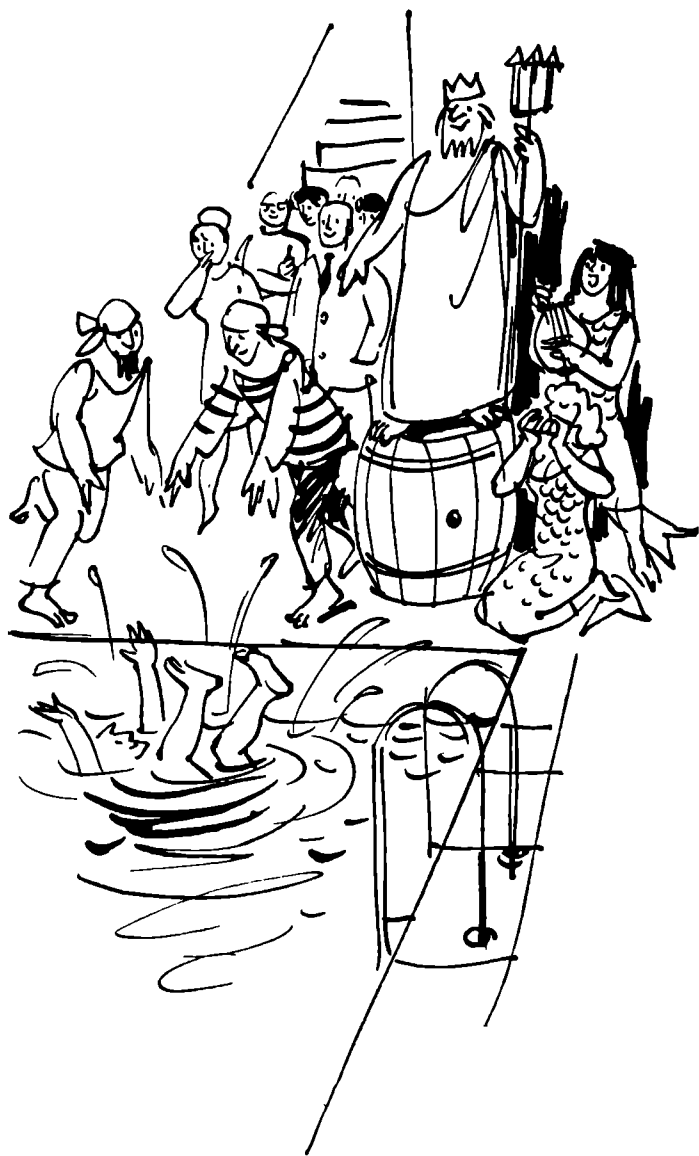
1. 3. 60: Gibraltar war wunderbar. Diese Felsen! Jetzt im Mittelmeer vor der afrikanischen Küste ist es recht angenehm warm.

Ob ich es schaffe, noch alles aufzuschreiben?

Gestern war viel los. Am interessantesten war die Aussprache mit dem Kapitän. Er hat uns alles über das Schiff erzählt. Daß es 220 Mann Besatzung hat, hätte ich nicht gedacht. Und was an Lebensmitteln gebraucht wird! Täglich 16 Zentner Kartoffeln, 40 Kilogramm Butter, 160 Brote – ich habe mir nicht alles gemerkt.

Der Kapitän sagte, die sechs schwedischen Seeleute, die als Instrukteure auf der ersten Fahrt dabei sind, seien sehr erstaunt. Bei ihnen gäbe es so etwas nicht, daß Arbeiter eine Seereise mit einem Luxussschiff machen. Nur die Reichen könnten sich das leisten, und auch die würden an Bord nach ihrem Geldbeutel eingeteilt. Die Schweden waren besonders überrascht, wieviel bessere Arbeitsbedingungen unsere Schiffsbesatzung hat, als es auf schwedischen Schiffen üblich ist. Gut, daß sie das einmal erlebt haben! Sie hätten es sonst bestimmt nicht geglaubt.

Am Abend war großes Neptunfest am Schwimmbad. „Mittelmeertaufe“ nennt man das. Es gab viel Spaß. Künstler erschienen als Neptun, als Meer-



jungfrau, als Kapitän und andere Personen verkleidet. Einige von uns mußten ein unfreiwilliges Bad nehmen . . .

4. 3. 60: . . . Beim Sportfest gestern gab es auch viel Spaß, vor allem beim Tauziehen. Die jungen Leute waren mit viel Eifer bei der Sache. Die einzelnen Bezirke der DDR wetteiferten um den Sieg.

Die Tauchübungen, bei denen runde Scheiben vom Grunde des Bades herausgeholt werden mußten, erforderten schon einiges Geschick . . .

Heute waren wir an Land. Eine schöne Insel ist Rhodos, nur das Wetter war unfreundlich. Die Bauwerke, Statuen und Vasen, die viele hundert Jahre alt sind, haben mich sehr beeindruckt. Die Menschen dort scheinen recht ärmlich zu leben. Sie warten auf den Fremdenverkehr. Daran verdienen sie.

Jetzt sind wir bereits im Hafen von Piräus. Gleich betreten wir Griechenland . . .

5. 3. 60: Ich hatte mir Griechenland warm und mit ewigem Sonnenschein vorgestellt. Dabei war es kalt und windig gestern. Wir haben auf der Akropolis sehr gefroren. Aber trotzdem hatten wir einen schönen Rundblick über die fremdartige Landschaft mit den ungewohnten Bäumen. Stark beeindruckt waren wir von den Tempeln der Akropolis. Wie gewaltig die Menschen vor mehr als 2000 Jahren bauen konnten!

Wir haben uns auch mit Griechen unterhalten; ich zwar nicht, aber andere haben es uns übersetzt.

Die Griechen haben sich über unseren Besuch gefreut und wollen gute Freundschaft mit uns halten.

Am schönsten war es, als uns griechische Mädchen Blumensträuße und kleine Geschenke überreichten. Die jungen Griechinnen sahen sehr hübsch aus in ihren bunten Volkstrachten.

Schade, daß wir so bald wieder fort mußten!

8. 3. 60: Nun liegt unsere Schiffsreise hinter uns. Durch sieben Meere sind wir gefahren, an dreizehn Ländern vorbei. Jetzt warten wir in Bukarest auf das Flugzeug, das uns in die Heimat zurückbringt. Es ist nur noch wenig Zeit.

Der Abschied von unserer „Völkerfreundschaft“ fiel uns recht schwer, obwohl ihn uns das Wetter eigentlich leicht machte. Gestern morgen lag Schnee an Deck, als wir erwachten. Schnee im Schwarzen Meer!

Bei unserer Ankunft in Konstanza hatten sich viele rumänische Freunde am Kai eingefunden. Es gab eine herzliche Begrüßung. Seltsam, man kennt sich nicht, man hat sich nie gesehen, und doch spürt man das Gefühl der Freundschaft.

Und dazu ist nun heute noch der Internationale Frauentag.

Wir reichen Frau Zimmermann das Tagebüchlein zurück und danken ihr, daß wir auf diese Weise etwas von der Reise miterleben durften.

Ob ihr hinterher die Arbeit recht schwergefallen sei, wollen wir wissen.

„Ach nein“, sagt sie, „ich konnte ja nun allen von der Reise erzählen. Außerdem hatte ich diese Fahrt ja unserem Betrieb zu verdanken. Ohne ihn hätte ich so etwas niemals erlebt.“

Nun steht Frau Zimmermann wieder mit im vierten „Steckenpferdrennen“. Diesmal ist das Ziel kein Urlauberschiff. Aber welche Aufgabe sich auch die Steckenpferdbewegung in jedem Jahr stellen mag, sie dient immer dem Wohle unserer Werktätigen, dem Aufbau unserer Republik.

Nur ein Stück Seife?

Ehe wir zum letzten Mal den Steckenpferdbetrieb verlassen, wollen wir uns von den Kollegen verabschieden. Wir gehen noch einmal durch alle Werkräume und freuen uns darüber, daß wir doch recht gut Bescheid wissen, was in den einzelnen Abteilungen gemacht wird.

Der Siedemeister ist nicht so leicht zu entdecken. Wir steigen an der Ausbläse vorbei zu den Siedekesseln hinauf. Dort ist er nicht. Bei der Waschseife finden wir ihn. Da steht er am Paktisch und hilft mit aus, weil eine Kollegin erkrankt ist.

Wir danken ihm, daß er uns jederzeit so bereitwillig Auskunft gegeben und uns ein wenig in die Geheimnisse der Seifensiederei eingeweiht hat.

Der Arbeiter am Trockenschrank freut sich, daß er noch einmal Besuch bekommt. Er ist nämlich die

meiste Zeit allein bei seinen Seifenspänen. Auch Kollegen Walter von der Piliierstraße schütteln wir zum Abschied noch einmal die Hand, und den Frauen an den halbautomatischen Pressen rufen wir laut ein „Auf Wiedersehen“ zu. Sie nicken lachend zurück und arbeiten dabei weiter.

Wie hoch werden sie heute die Norm übererfüllen?

Auf dem Heimweg kommen wir an einer Drogerie vorbei. Verschiedene Sorten Seife liegen im Fenster. Auch Steckenpferdseife ist darunter – „Chance“, „Talisman“, „Lilienmilchseife“.

Bei ihrem Anblick sehen wir gleich wieder die großen Siedekessel vor uns, die Pressen am Ende der Piliierstraße und die Packmaschine, die auch diese Stücke verpackt hat. Wir sind ein bißchen stolz, daß wir das jetzt alles wissen. Und wir freuen uns, daß wir auch die Menschen kennen, die diese Maschinen bedienen.

Eigentlich müßten wir ein Stück Steckenpferdseife mitnehmen. Wir treten in den Laden. Uns geht noch allerhand durch den Kopf. Daß ausgerechnet ein Seifenbetrieb den Anstoß zum Kauf großer Schiffe gab, daß durch Seife so viele Devisen gewonnen werden können.

Und letztlich haben wir alle den Nutzen davon. Vielleicht sind die Zitronen, die wir gestern kauften, auf einem Steckenpferddampfer zu uns gebracht worden? Vielleicht wurden die Apfelsinen und Bananen, die Datteln und Kokosnüsse, das Ko-

kosfett und der Kakao von den Geldern gekauft,
die der zusätzliche Export von Seife eingebracht
hatte?

Der Drogist reißt uns aus unseren Überlegungen.
Er fragt nach unseren Wünschen.

Ein Stück Lilienmilchseife nehmen wir mit. Für uns
ist es jetzt nicht mehr „nur“ ein Stück Seife!



Inhaltsverzeichnis

Empfang im Hafen	5
Mit Wasser und Sand	9
Badestuben und Parfüm	14
Natronlauge und Fettsäure	21
Seife im Kochtopf	28
Moleküle sind verantwortlich	35
Ein Kapitel Hautpflege	40
Teure Seifen – billige Seifen und Seifen, die keine Seifen sind	45
Wo die Seife hergestellt wird	50
Auf dem Hof fängt es an	53
Ein riesengroßer Pudding	59
Ein langer Weg durch heiße Luft	65
Beim Parfümeur	67
An der Pflanzstraße	73
Bunte Wickler und Faltpapier	79
Schneller, besser, billiger	80
Export – Export – Export	90
Wer hat den Nutzen?	102
Ein historisches Telegramm	111
Die ganze Republik baut mit	120
Der Betrieb wird ausgezeichnet	123
Auf großer Fahrt durch sieben Meere	128
Nur ein Stück Seife?	136

Wußtest Du schon –
daß die Bücher unserer populärwissenschaftlichen
Reihe

DIE WELT IN DER TASCHE

Helfer für den Unterricht sind?

26 Bändchen dieser Reihe liegen bereits vor.
Sie helfen Dir in:

Physik	•
Biologie	**
Mathematik	***
Geschichte	****
Erdkunde	*****
Chemie	*****

Willst auch Du im Unterricht

MEHR WISSEN – MEHR VERSTEHEN

dann frage in der nächsten Buchhandlung nach
WIT-Büchern, Du erhältst sie dort für jeweils
2,- DM.

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

MEHR WISSEN – MEHR VERSTEHEN
DURCH WIT-BÜCHER

Nr. 1	KLEFFE	Energie der Zukunft	*
Nr. 2	KANNENBERG	Auf den Spuren des Lichts	*
Nr. 3	SEYFERT	Vögel auf großer Fahrt	**
Nr. 4	CZAYA	Schätze des Meeres	**
Nr. 5	LEWANDOWSKA	Tiere als Baumeister	**
Nr. 6	HITZIGER	Dem Mann im Monde auf der Spur	*
Nr. 7	ALSCHNER	Tiere auf großer Wanderung	**
Nr. 8	ZABINSKI	Wie der Elefant zu seinem Rüssel kam	**
Nr. 9	SEYFERT	Aus den Gärten des Südens	**
Nr. 10	ILJIN	Die Sonne auf dem Tisch	*
Nr. 11	ILJIN	Wie spät ist es?	*
Nr. 12	FEUSTEL	Gräser erobern die Erde	**
Nr. 13	PERELMAN	Heitere Mathematik	***

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

MEHR WISSEN - MEHR VERSTEHEN
DURCH WIT-BÜCHER

Nr. 14	BAUER	Vom Ursprung des Menschen	****
Nr. 15	HITZIGER	Feuerpfeile in den Weltraum	*
Nr. 16	CZAYA	Schätze der Erde	*****
Nr. 17	VICTOR	Der Mann, der die Welt veränderte	****
Nr. 18	KLEFFE	Vorstoß ins Unbekannte	*
Nr. 19	KUCZYNSKI	Vom Knüppel zur automatischen Fabrik	****
Nr. 20	DISHUR	Der gläserne Strom	*****
Nr. 21	BASAN	Götter, Mais und Isotope	**
Nr. 22	CZAYA	Hafen, Schiffe, Kapitäne	*****
Nr. 23	VICTOR	Der beste Freund	****
Nr. 24	HITZIGER	Roboter greifen ein	*
Nr. 25	RÄUBER	Steckenpferd, ahoi	*****
Nr. 26	WILLE	Wunderwelt des Wassers	**

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

Walter Conrad

AUF UNSICHTBAREN WELLEN

Funkberichte! Fernsehreportagen! Wer bringt es fertig, den Empfänger abzuschalten? Ganz gleich, ob die Mikrophone und Kameras in Berlin, Moskau, Prag oder Paris, ob sie in einer Werkhalle, in einer LPG oder auf Schiffsplanken aufgebaut werden, wir sind dabei!

Funk und Fernsehen – moderne Nachrichtenmittel, die die Welt umspannen, die uns informieren, unterhalten und bilden. Das ist die eine Seite, die andere heißt Hochfrequenztechnik.

Ein Blick hinter die Kulissen! Von Wellen, Frequenzen und modernster Elektronik erzählt Walter Conrad in seinem neuesten Buch.

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

Erwin Bekier

KURS: NÖRDLICHER SEEWEG

Dieses Buch erzählt die Geschichte des Nördlichen Seewegs, die vor 100 Jahren begann, als der russische Kaufmann Sidorow diese vereiste Fahrstraße vor Sibiriens Küste zum Transport seiner Bodenschätze nutzbar machen wollte. Doch ehe der Nördliche Seeweg internationale Bedeutung erlangen konnte, mußten umfangreiche technische und organisatorische Voraussetzungen geschaffen werden. Es war ein heroischer Kampf gegen die rauhe Natur und gegen die Dummheit und den Aberglauben. Stolz fährt heute der Atomeisbrecher Lenin auf Kurs „Nördlicher Seeweg“.

Illustrationen von Hans Mau

224 Seiten, Halbleinen mit Folie, 48 Seiten Kunstdruck

etwa 5,80 DM

Für Leser von 12 Jahren an

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

ANNEGRET UND HELLMUT RÄUBER

studierten gemeinsam an der „Karl-Marx-Universität“ in Leipzig und waren beide als Lehrer tätig.

Bei einer Reportage, die Frau Räuber für den Fernsehfunk über VEB „Steckenpferd“ schrieb, entdeckte sie, welch interessante Ergebnisse und Tatsachen in einem solchen Betrieb zu finden sind, und sie berichtete ihrem Mann davon. Gemeinsam gestalteten sie das interessante Material, und so entstand ihr erstes Kinderbuch.



BUCHKLUB DER KINDER